

Tobias Scheidegger

**«Petite Science». Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900
Göttingen: Wallstein 2017**

REZENSIONEN

- UZH News (12.7.2017)
- UZH Magazin (3/17, August 2017)
- NZZ (25.8.2017)
- Geographica Helvetica (29.11.2017)
- H-Soz-Kult (16.2.2018)
- Berichte zur Wissenschaftsgeschichte (41/2018)
- Historische Anthropologie (2/2018)
- Österreichische Zeitschrift für Volkskunde (Vol. LXXII/121, 2018, Heft 1)
- Zeitschrift für Volkskunde (2/2018; Vol. 114)
- Isis. A journal of the history of science (2/2019; Vol. 110)
- Schweizerische Zeitschrift für Geschichte (70/1, 2020)



**Universität
Zürich**^{UZH}

UZH News

Citizen Science

12.07.2017

«Bitte das Etikettieren nicht unterlassen!»

Die Universität Zürich tritt ein für die vermehrte Partizipation der breiten Bevölkerung an wissenschaftlichen Projekten. Neu sind solche Citizen-Science-Ideen nicht, bereits vor hundert Jahren lag Amateurforschung im Trend.

Tanja Wirz

[1 Kommentar](#)



Förderer von Citizen Science der ersten Stunde: Schweizer Forscher bei einer Expedition im Wauwiler Moos um 1900. (Bild: Staatsarchiv Basel-Landschaft, Nachlass Franz Leuthardt)

Was heute als «Citizen Science» bezeichnet wird, hat eine lange Tradition, vor allem in den Naturwissenschaften. Dies zeigt der an der UZH als Oberassistent tätige Kulturwissenschaftler Tobias Scheidegger in seiner Dissertation: Bereits um 1900 erlebte die Amateur-Naturforschung einen Boom. Vor allem das Inventarisieren der heimatischen Pflanzen- und Tierwelt lag beim gebildeten Bürgertum im Trend. So mancher Dorflehrer, Arzt oder Pfarrer trug in seiner Freizeit riesige Bestände zusammen. Am beliebtesten waren Herbare und Insekten Sammlungen.

Das durchaus patriotisch verstandene Ziel war, sämtliche Pflanzen oder Tiere der eigenen Region zu dokumentieren, gerne im sportlichen Wettkampf gegen die Sammler der Nachbarkantone, die womöglich bereits eine umfassende «Flora» veröffentlicht hatten. Manche Sammler spezialisierten sich auch auf einzelne Arten, trugen davon möglichst viele Exemplare zusammen und wurden so zu gefragten Fachexperten.

Fledermausmaterial sammeln

Die Amateurforscher waren in naturkundlichen Vereinen zusammengeschlossen, deren Präsident oft der

Naturkundelehrer des lokalen Gymnasiums war, der in der Regel auch das örtliche Naturkundemuseum leitete. Diese «Zentrumsakteure», so fand Scheidegger heraus, waren enorm wichtig für das Gedeihen der regionalen Naturforscher-Milieus. Naturwissenschaftlich gebildet, waren sie das Bindeglied zur Universität. Einige riefen auch zu grösseren Aktionen auf, so etwa Isaak Bloch, der Leiter der naturhistorischen Abteilung des Museums der Stadt Solothurn. Er schrieb 1903 an rund 350 Naturbegeisterte: «Um die Fledermausarten, die sich im Kanton Solothurn finden, festzustellen (...), gelangen wir mit der höfl. Bitte an Sie, allfälliges Fledermausmaterial aus ihrem Bezirk zu sammeln und an (das Museum) zu senden.» In der Folge erhielt er 189 Exemplare von 13 verschiedenen Fledermausarten, die präpariert und ausgestellt wurden. Dabei wurden – aus heutiger Sicht tierquälerisch anmutende – Überlegungen angestellt, ob die Tiere der besseren Haltbarkeit zuliebe eher tot oder lebendig auf die Post gebracht werden sollten.

Anleitungen zum Erstellen eines Herbars

Auch Hochschulprofessoren waren an der Mithilfe der Amateurforscher interessiert, so etwa der Zürcher Botanikprofessor Hans Schinz. Er bemühte sich sehr darum, seinen Helfern die Standards wissenschaftlichen Arbeitens beizubringen und publizierte regelmässig Anleitungen zum Erstellen eines Herbars. «Bitte das Etikettieren nicht unterlassen!» schrieb er 1920 eindringlich und erläuterte im Detail, wie gross und aus welchem Papier diese Etiketten zu sein hatten und was alles darauf verzeichnet werden sollte.

Offenbar war es nicht immer einfach, die Laien von solch penibler Ordentlichkeit zu überzeugen, doch wer sich um die streng naturwissenschaftlichen Methoden gänzlich foutierte, machte sich unbeliebt – oder gar unglaublich. So erging es dem Churer Kantonsschullehrer Christian Brügger, der es nicht so genau nahm. Zudem wagte er sich in die Sphären der Theoriebildung vor – etwas, was die meisten Amateure bescheiden von sich wiesen und den universitären Wissenschaftler überliessen: Brügger fand um 1890 herum zahlreiche Pflanzen, von denen unklar war, ob sie als Kreuzungen gelten sollten oder als eigenständige Arten. Er entschied sich für Zweites und wäre damit zum Entdecker und Namensgeber vieler neuer Spezies geworden. Das allerdings erzürnte Fachkollege August Grelli derart, dass er sich mit Brügger einen jahrzehntelangen zermürenden Kleinkrieg lieferte, der schliesslich zur Diskreditierung Brüggers führte – unter anderem, weil seine Belege unbrauchbar waren.

Laie als Neophyten-Spezialist

Besser erging es dem Langendörfer Arzt Rudolf Probst, der zur selben Zeit auf den Abfallhaufen von Textilfabriken zahlreiche eingewanderte exotische Pflanzen entdeckte und zum renommierten Neophyten-Spezialisten wurde. Probst freute sich über die Neuankömmlinge: «Auf dieser fruchtbaren Kompostdecke, einem Eldorado für Botaniker, gesellt sich eine uns eigentümlich anmutende Mischung (exotischer Pflanzen), so dass man füglich von einer australischen Niederlassung in Derendingen sprechen kann.» Aus heutiger Sicht besonders interessant ist es, die Befunde der damaligen Sammler mit dem aktuellen Stand zu vergleichen – und so zu messen, wie es um die Artenvielfalt bestellt ist.

Neuerscheinung

«Petite Science» – Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900

Tobias Scheideggers Studie charakterisiert die um 1900 florierende Wissensformation in der ausseruniversitären Naturforschung - trotz ihrer punktuellen Kooperation mit Universitäten - als epistemisch und sozial eigenständigen Modus der Naturgeschichte.

Das Forschungsinteresse dieser »Petite Science« galt der Inventarisierung und Sammlung lokaler Flora und Fauna. In den Hauptstädten ländlich geprägter Kantone ohne eigene Universität formierten sich lokale Wissensmilieus, deren institutionelle Stützen kantonale Naturforschervereine, Naturmuseen und Kantonsschulen bildeten.

Fallstudien aus fünf Kleinstädten zeigen, wie deren kollektive Forschungen durch Objektpraktiken, mediale Wirkweisen von Inventarisierung und Taxonomie sowie durch Gabenökonomien zusammengehalten wurden.

Beleuchtet werden ebenso die häuslichen Sphären und Lebenswelten der Lokalforscher wie ihre spezifischen

Raumpraktiken. Diese spielten eine wichtige Rolle in der Erfindung des Naturschutzes und der Konstruktion von «Heimat» um 1900 und sicherten der «Petite Science» gesellschaftliche Ausstrahlung bis weit ins 20. Jahrhundert.

Tanja Wirz ist freie Journalistin.

1 Leserkommentar

Sebastian Brändli schrieb am 13.07.2017, 07:43

Amateure?

"Amateure" der Wissenschaft - historisch zwangsläufig ein unscharfer Begriff. Die "ausseruniversitäre" Zürcher Naturforschende Gesellschaft wurde 1746 gegründet, die Antiquarische Gesellschaft Zürich besteht seit 1832 - beide älter als die UZH (aber jünger als die Universität Basel). Die Gesellschaftsgründer waren indessen sicher Amateure, indem sie die Wissenschaft und ihre Fächer liebten. Und dazu beitrugen, dass die Bürgerschaft Zürichs - das Volk - die Universität 1833 errichtete.

Links

Tobias Scheidegger
Publikation von Tobias Scheidegger: Petite Science

Tags

Sozial- und Geisteswissenschaften Forschung Publikationen

UZH News – Citizen Science

14.07.2017

Gut aufwachen und schöne Tomaten

07.07.2017

Forschende Bürger

12.10.2016

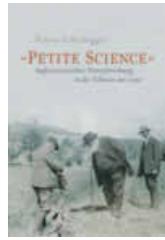
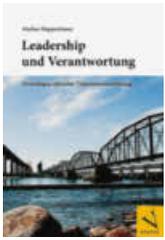
Damit Citizen Science gelingt

21.06.2016

Multiple Sklerose aus Sicht der Betroffenen

19.11.2015

Forschung setzt auf Bürgerwissenschaft



Moralisch geschäftlich

Ist es sinnvoller, Menschen für einen Hungerlohn in so genannten Sweatshops zu beschäftigen, anstatt ihnen gar keine Arbeit zu geben? Ist die Einführung einer Frauenquote im oberen Management von Unternehmen eine ethische Notwendigkeit? Soll aus Überzeugung moralisch und ethisch korrekt gehandelt werden oder nur aus Reputationsgründen?

Solchen schwierigen Fragen stellt sich das Buch «Leadership und Verantwortung – Grundlagen ethischer Unternehmensführung» des UZH-Ethikprofessors Markus Huppenbauer. Es vermittelt Führungspersonen aus der Wirtschaft die nötigen Kompetenzen und pragmatische Lösungsansätze, um sich erfolgreich im Spannungsfeld zwischen ökonomischen Zielen und moralischen Wertvorstellungen zu bewegen.

Das Buch sorgt für ein grundsätzliches Verständnis von Moral und Ethik und erklärt, wie ethische Konzepte konkret auf die Geschäftstätigkeit angewendet werden können. Dazu bietet Huppenbauer eine Vielzahl von verschiedenen Fall- und Praxisbeispielen aus der Wirtschaft, die zur kritischen Selbstreflexion anregen und neue Perspektiven eröffnen.

Huppenbauer plädiert generell dafür, dass sich Unternehmen selbst zu verantwortungsvollem Handeln verpflichten und nicht auf staatliche Regulierungen warten sollen. Chefs und Mitarbeitende sollten die unternehmenseigenen Normen und Wertvorstellungen zudem internalisieren. «Ethik wird gelebt», schreibt er.

Das Buch zeigt eindrücklich und gut lesbar die vielfältigen Herausforderungen und Gedanken der modernen und ethisch verantwortungsvollen Unternehmensführung auf. Markus Huppenbauers Werk richtet sich zwar an Managerinnen und Manager, ist aber auch für alle anderen interessant, die etwas über ethisches Geschäft und gelebte Wirtschaftsethik im 21. Jahrhundert erfahren möchten. *Fabio Schönholzer*

Markus Huppenbauer: **Leadership und Verantwortung.** Grundlagen ethischer Unternehmensführung; Versus Verlag, Zürich 2017, 267 Seiten

Citizen Science um 1900

Die Erkundung der lokalen Fauna und Flora war um 1900 ausserordentlich beliebt, bei Hochschulbiologen genauso wie bei der breiteren Bevölkerung – genauer: bei gebildeten, männlichen Bürgern. Diese Hobbyforscher hat der Kulturwissenschaftler Tobias Scheidegger in seiner Dissertation untersucht. Mit kulturanthropologisch geschultem Blick beschreibt Scheidegger anhand einer Reihe von Fallbeispielen, wer sie waren, was sie umtrieb und wie und wo sie wirkten. Das Buch ist umfangreich und mit Theorie vollgepackt – Scheidegger gehört unverkennbar in den Kreis der Zürcher Wissenschaftshistoriker um Philipp Sarasin – doch es liest sich streckenweise auch sehr vergnüglich.

Die weitaus beliebteste Tätigkeit für Hobbybiologen um 1900 war das Inventarisieren der «heimatlichen» Flora und Fauna: Mit patriotischem Eifer trug man zusammen, was lokal an Pflanzen und Tieren vorhanden war. Manche widmeten sich auch der Taxonomie. Sie sammelten von einzelnen Arten besonders viele Exemplare und wurden dabei zu gefragten Experten auf ihrem Spezialgebiet. Am beliebtesten war das Sammeln von Pflanzen und Insekten, wohl nicht zuletzt, weil das Töten und Haltbarmachen einfacher war. Die nach genauen Regeln ausgeführte sorgfältige Anordnung des Gefundenen in teilweise beeindruckend grossen Sammlungen war der Stolz jedes Amateurforschers.

Vor allem in den Kantonen ohne Universität bildeten sich eigenständige, ausseruniversitäre Forschernetzwerke, zusammengeschlossen in Vereinen, denen meist der Naturkundeführer des lokalen Gymnasiums vorstand. Zusammenarbeit mit den Hochschulen kam durchaus vor. Die meisten Hobbybotaniker und Insektenforscher verstanden sich als blosser Materialsammler zuhanden der Wissenschaft. So kamen sie den Hochschulforschern kaum in die Quere mit eigenständigen Theoriebildungen und wurden als freie Mitarbeiter durchaus geschätzt. *Tanja Wirz*

Tobias Scheidegger: **Petite Science.** Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900; Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 707 Seiten

Erkämpfte Demokratie

Die direkte Demokratie mit ihren Volksrechten, die alle Bürgerinnen und Bürger einschliesst, musste hart erkämpft werden. Ausgehend von dieser Feststellung zeichnet Rolf Graber in seinem Buch «Demokratie und Revolten. Die Entstehung der direkten Demokratie in der Schweiz» nach, wie die demokratischen Rechte schrittweise errungen werden mussten. Graber untermauert seine Argumentation mit Beispielen, die bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichen und mit der «Jugendrevolte» in Zürich 1762 ihren Anfang nehmen.

Wie Graber eindrücklich zeigt, mussten die demokratischen Mitbestimmungsrechte stets einer widerwilligen Obrigkeit abgetrotzt werden, sei das innerhalb der Städte, wo das gemeine Volk mit den Eliten um Mitbestimmung rang, sei das die Landschaft, die von Städten unterdrückt wurde, oder die gemeinen Herrschaften, deren männliche Einwohner erst durch den Sturz des Ancien Régime und Napoleons politische Neuordnung der Schweiz zu gleichberechtigten Bürgern wurden. Anstösse dazu kamen oft von aussen, etwa in Form des Naturrechts.

Diese «Gleichberechtigung» der Bürger war jedoch stets eine partielle, ausgeschlossen waren lange Zeit beispielsweise Arme und Vaganten und die Juden. Und die Frauen mussten bekanntlich bis 1971 auf ihre politischen Rechte warten.

Dieses Ausgeschlossenensein von der politischen Mitbestimmung, oft verbunden mit sozialer Ausgrenzung, und der Widerstand dagegen sind für Graber der eigentliche Antrieb für die Weiterentwicklung der demokratischen Rechte. Er liest die Entwicklung der direkten Demokratie deshalb als eine «Geschichte von Inklusion und Exklusion». Diese ist noch lange nicht abgeschlossen, etwa wenn man an die Migrantinnen und Migranten denkt, denen die politische Mitbestimmung verwehrt oder zumindest sehr schwer gemacht wird. Grabers Fazit: «Als Kampf um Anerkennung ist das Projekt direkte Demokratie immer ein unvollendetes.» *Thomas Gull*

Rolf Graber: **Demokratie und Revolten.** Die Entstehung der direkten Demokratie in der Schweiz; Chronos Verlag, Zürich 2017, 232 Seiten

Auf den Käfer gekommen

Wenn Laien Wissenschaft betreiben – Tobias Scheidegger über ausseruniversitäre Naturforschung um die vorletzte Jahrhundertwende

URS HAFNER

Ein Tempel bleibt nur so lange in Betrieb, wie die Menschen glauben, dass er nötig sei. Das gilt auch für den Tempel der Wissenschaft, für die Hochschule; auch sie ist letztlich auf die Zustimmung der Gesellschaft angewiesen. Wie eng die Beziehungen besonders der Botaniker und Zoologen der ETH Zürich zu Deutschschweizer Kleinstädten in den Jahrzehnten vor und nach 1900 waren, schildert der Historiker Tobias Scheidegger in seiner geradezu epischen Dissertation. Mit Akribie und Hingabe entwirft er auf über siebenhundert zwar nicht wiederholungsfreien, doch nie den roten Faden verlierenden Seiten ein ungemein dichtes Bild von «citizen science», von bürgergestützter Wissenschaft, in der Provinz.

Chur, Frauenfeld, Solothurn, Liestal, Luzern: Diese Kantonshauptorte besitzen keine Universitäten (ausser Luzern, aber erst seit siebzehn Jahren). Ihre Tempel der Wissenschaft und Bildung sind um 1900 die Gymnasien, die naturhistorischen Museen, die naturforschenden Gesellschaften. Fast immer hält in diesen Städten eine einzige Person die Fäden in der Hand – Tobias Scheidegger bezeichnet sie (im Kontrast zu seinen oft geschmeidigen Formulierungen) etwas sperrig als «Zentrumsakteur». Noch vom Studium her Kontakte zu ETH-Professoren unterhaltend, wirken diese Akteure, in der Regel unterstützt von der Gattin im Hintergrund, als Biologielehrer an der Kantonsschule, stehen dem Naturmuseum vor, präsidieren die naturschützenden und die Natur erforschenden Vereine – und vertiefen sich an ihrer Schule, im heimischen Studierzimmer und auf Exkursionen in der näheren Umgebung in die Untersuchung von Fauna und Flora.

Materialreich und theoriefern

Die Porträts dieser provinziellen Wissenschaftsenthusiasten zählen zu den Glanzlichtern von Scheideggers anregender Studie, die eine Unmenge archivarisches Material verarbeitet und kreativ sozialwissenschaftliche Theorien einsetzt. Man sieht die bärtig-bebrillten Männer förmlich vor sich, die Herren Brügger, Wegelin, Leuthard, Bachmann, wie sie in heiligem Ernst mit der Botanisierbüchse Schmetterlinge haschen und Blumen pflücken, taxono-



Interessierte Laien mit professoraler Begleitung im Botanischen Alpengarten Bourg-Saint-Pierre, 1920.

LEO WEHRLI / ETH BILDARCHIV

misch die Arten bestimmen und die Objekte ins Herbarium einkleben oder in der Vitrine aufspießen. Ihre Wissenschaft ist so materialreich wie theoriefern; und das wissen sie: In Selbstbescheidung nennt einer sein Tun «petite science».

Die Männer sind nicht bloss untereinander verbunden, sondern auch mit den professoralen Grössen an den Hochschulen und mit dem gemeinen Fussvolk, den Dorfschullehrern in den Gemeinden, die sie beim Sammeln unterstützen und an den Jahresversammlungen ihren Ausführungen lauschen. Man tauscht Käfer, informiert über Fundorte, schickt einander Zeitschriften zu, geht auf Exkursion. Tobias Scheidegger rekonstruiert ein aussergewöhnliches Wissensmilieu, an dem viele Laien partizipieren und ausnahms-

weise die eine oder andere Laiin – und manchmal auch die zum Ausheben von Teichen oder Einfangen von Fledermäusen eingespannten Schüler.

Die erfahrungsbasierte Wissenschaft, welche die Herren nicht immer konfliktlos betreiben – wer zu weit geht mit der Benennung neu entdeckter Pflanzenarten nach dem eigenen Namen, wird gemassregelt –, hat ausserwissenschaftliche Folgen. Die Wissenschaft befördert den Naturschutzgedanken, der sich 1914 unübersehbar in der Errichtung des Schweizerischen Nationalparks materialisiert. Die Stock und Stein nicht scheuenden Lokalforscher bemerken als Erste die Auswirkungen von Industrialisierung und Modernisierung auf die «Natur» ihrer Umgebung, die sie so gut kennen wie ihre Hosentasche. Dem Artensterben begegnen sie mit dem

Aufstellen von Listen bedrohter Pflanzen- und Tierarten.

Zugleich trägt diese Wissenschaft zur «Konstruktion» und Verbreitung des Heimatgedankens bei, wie er 1896 im «village suisse» der Schweizer Landesausstellung in Genf fassbar wird: Berge und Bräuche, Trachten und neugeschaffene Traditionen – Heimat als Einheimisches, das in der Abgrenzung vom Fremden Konturen gewinnt. Die Naturforscher entwerfen die Heimat als ein organisches Ganzes, als Öko-Zusammenhang und Biotop, das zu konservieren ist. Architektonisch findet diese Bewegung Ausdruck im Heimatstil, in dem die Volksschulhäuser errichtet werden, und in den neuen Heimatmuseen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts vollziehen die Forscher eine konservative Wende, ohne indes explizit politisch zu agieren.

Noch die erste Generation ist mit ihrem optimistischen Bildungseifer liberal gesinnt gewesen.

Die Virulenz dieses die Gesellschaft durchdringenden naturkundlichen «Dispositivs» (der Diskurse, Institutionen, Architektur, Moral . . .), wie der Autor in Anlehnung an Michel Foucault formuliert, den Lieblingsklassiker der jüngeren Historikergeneration, kommt nach dem Zweiten Weltkrieg an ihr Ende. Zunächst etabliert sich in der universitären Biologie die Genetik. Mit diesem Paradigmenwechsel verliert die heimatliche Naturforschung, die sich lange wie die Hochschulprofessoren auf Darwins Artenlehre stützt, an Terrain. Dann folgen um 1970 sowohl museumsdidaktische als auch schulische Reformen, die den taxonomischen Naturzugang marginalisieren.

Offene Fragen

So in sich stimmig nun das Panorama ist, das Tobias Scheidegger entrollt, es wirft doch eine Reihe von Fragen auf, die er hätte anschneiden können. Zunächst: Was bedeutet es, wenn mindestens eine Generation schulisches unter einem paternalistischen und pedantischen Ökologismus sozialisiert wird? Was für ein «Naturverständnis» entwickeln die Knaben und Mädchen, wenn sie reihenweise Käfer töten und aufspießen? Wissen sie mehr vom Leben als Kinder, die dazu angehalten werden, keiner Fliege etwas zuleide zu tun?

Dann: Wie steht das vom Autor hermetisch rekonstruierte «Dispositiv» zu anderen weltanschaulichen Strömungen und kulturellen Formationen jener Zeit, zum – notabene ebenfalls wissenschaftsgläubigen – Sozialismus etwa, zur Grossbürgerlichkeit oder zum geisteswissenschaftlichen Historismus? Hat dieser eine ähnliche gesellschaftliche Verankerung gekannt? Schliesslich: Wie ist der verstörende Konservatismus der eigentlich per se innovatorischen Forschung zu erklären? Und, mit der «petite science» im Hinterkopf, im Blick auf heute: Welche gesellschaftliche Rolle könnte eine immens spezialisierte, sich von der Gesellschaft verabschiedende Wissenschaft spielen – jenseits der Steigerung des Bruttosozialprodukts?

Tobias Scheidegger: «Petite Science». Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900. Wallstein, Göttingen 2017. 707 S., zahlreiche Abb., Fr. 104.–.



Book review: “*Petite Science*” – *Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900*

Roger Keller

Geographisches Institut, Universität Zürich, Abt. Humangeographie, Winterthurerstrasse 190,
8057 Zürich, Switzerland

Correspondence to: Roger Keller (roger.keller@geo.uzh.ch)

Published: 29 November 2017

Scheidegger, T.: “Petite Science” – Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900, Wallstein Verlag, Göttingen, 707 pp., ISBN: 978-3-8353-1994-4, EUR 79.90, 2017.

1 Ziel, Anspruch und Aufbau

Die Geschichte der ausseruniversitären Naturforschung in der Schweiz um 1900 mag auf den ersten Blick wenig Bezug zu heutigen (geographischen) Fragestellungen haben. Aber dieser Eindruck täuscht: Viele ausseruniversitäre Institutionen der beschriebenen Zeit sind noch heute – teilweise unter anderem Namen – aktiv und wichtige Akteure bei Fragestellungen zu Mensch-Umwelt-Beziehungen. Gerade für an transdisziplinären Prozessen interessierte Forschende bietet die Auseinandersetzung mit der Geschichte und Rolle ausseruniversitärer Forschungsakteure deshalb wertvolle Einsichten und Erkenntnisse.

Das von Tobias Scheidegger im Rahmen seiner Dissertation am Institut für Populäre Kulturen erstellte Werk ist umfangreich: In sieben Kapiteln wird die ausseruniversitäre Naturforschung um 1900 in der Schweiz beschrieben und mit knapp 150 Abbildungen reich illustriert. Der Autor greift auf archivalische Quellen in Form von Handschriften und Nachlässen aus Naturmuseen und Staatsarchiven sowie auf gedruckte Quellen wie die Jahresberichte von Naturforschenden Gesellschaften und wissenschaftliche Literatur zurück.

In der Einleitung beschreibt der Autor, wie er sich dem Thema der naturkundlichen Freizeitforscher um 1900 angenähert hat. Während er diese zu Beginn primär als ein wenig „verschrobene“ Liebhabersammler wahrnahm, wurde ihm im Verlaufe der Zeit die Bedeutung dieser Naturaliensammler für „die Wissenschaft“ stärker bewusst. Scheidegger verwendet den Begriff der „Petite Science“ – den er aus von

ihm analysierten Quellen entnimmt – um die Aktivitäten der Lokalforscher zu beschreiben. Ihr systematisches Vorgehen und die Aufbereitung der Erkenntnisse gleicht jener der universitären Forschung. Sie deshalb als „Amateurforschung“ zu klassifizieren würde ihrer Bedeutung kaum gerecht: Die Akteure der Petite Science organisierten sich in der 1815 gegründeten Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft respektive in ihren kantonalen Sektionen. Einige dieser Sektionen führten zudem (naturhistorische) Lokalmuseen. Ebenfalls eine wichtige Rolle spielten die Kantonsschulen mit ihren naturhistorischen Sammlungen. Scheidegger bezeichnet deshalb die drei Institutionen Lokalmuseum, kantonale Naturforschervereine und Kantonsschulen als das tragende Gerüst der Petite Science. Oft wurden diese drei Institutionen eines Kantons durch einen zentralen Akteur verkörpert: Der Naturkundelehrer der Kantonsschule war üblicherweise auch Leiter des naturhistorischen Museums und Präsident des kantonalen Naturforschervereins. Oft waren dies studierte Naturwissenschaftler mit Dokortitel und breitgefächertem Interesse im Sinne eines „Universalgelehrten“. Die männliche Bezeichnung wurde übrigens bewusst gewählt: Gemäss Scheidegger handelte es sich um eine (klein)bürgerliche Männerwissenschaft: Die aktive Beteiligung von Frauen war ebenso rar wie die Mitwirkung von Akteuren aus der Arbeiterklasse.

2 Inhalt

Das erste und zweite Kapitel widmet sich den Sammlungsweisen und der Aufbereitung von Katalogen und Listen der Sammlungsobjekte. Dabei werden vom Autor Auszüge aus lokalen Katalogen und Listen unterschiedlicher Pflanzen und Insekten präsentiert und in Bezug zur Katalogisierung der Hochschulen gesetzt.

Das dritte Kapitel zeigt auf, wie die sozialen Beziehungen innerhalb der Petite Science funktionierten: Lesezirkel, Tauschkreise, kollektive Sammelprojekte, aber auch der kommerzielle Handel strukturierten diese Netzwerke. In Kapitel vier wird dargestellt, dass es innerhalb der Gemeinschaft der Petite Science mitunter heftige Streitereien und Konkurrenz gab. Diese vier Kapitel sind reich illustriert und mit Details und Anekdoten ergänzt. Für den schnellen Leser werden hier relativ oft Seitenpfade eingeschlagen oder zumindest angedeutet, die es manchmal schwierig machen, den roten Faden nicht zu verlieren. Da helfen die Zwischenfazitze, die die wesentlichen Punkte nochmals hervorheben.

Der Fokus dieser Rezension liegt aufgrund der eigenen Interessen des Rezensenten bei den Kapiteln fünf bis sieben, die nun etwas ausführlicher beschrieben werden:

Kapitel fünf untersucht die institutionelle Rahmung der naturhistorischen Lokalforschung. Scheidegger zeigt dabei anhand von fünf von ihm als „Zentrumsakteure“ klassifizierten Personen auf, wie die Vernetzung zwischen lokalen Naturmuseen, Schulen und Naturforschervereinen funktionierte. Die vom Autor ausgewählten Personen stammen aus den nicht-universitären Kantonshauptstädten Chur, Frauenfeld, Liestal, Luzern und Solothurn. Alle fünf Zentrumsakteure absolvierten ein naturkundliches Hochschulstudium, vier von ihnen verfassten eine Promotion und alle fünf wurden nach ihrer Hochschulzeit Naturgeschichtslehrer an der höheren Schule ihres Wirkungsortes. Damit verbunden bestand die mehr oder weniger ausdrückliche Verpflichtung, sich im Nebenamt um die Verwaltung des lokalen Naturgeschichtsmuseums zu kümmern. Im ausgehenden 19. Jahrhundert waren diese Institutionen noch stark mit den Kantonsschulen verflochten und mit den kantonalen Naturforschenden Gesellschaften. Deshalb waren die Zentrumsakteure gleichzeitig mit ihrer Lehrverpflichtung auch im Präsidium der kantonalen Naturforschenden Gesellschaften vertreten. Die Museen waren zu Beginn oft in den Räumlichkeiten der Kantonsschulen untergebracht. Durch die Initiative der Zentrumsakteure wurde jedoch die Errichtung eigenständiger Naturmuseen ermöglicht. Die dort ausgestellten Tiere und Pflanzen stammten oft aus den Sammlungen der Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaften. Scheidegger zeigt dabei anhand von interessanten Fallbeispielen auf, wie die Zentrumsakteure ihren Einfluss geltend machen konnten, um einerseits an für sie interessante Sammlungen zu gelangen und andererseits auch den Austausch mit anderen Institutionen – darunter auch die Hochschulen – zu pflegen. Mit eigenen Publikationsorganen, Beiträgen in lokalen Zeitungen, öffentlich zugänglichen Ausstellungen, Exkursionen für Schulklassen und weiteren Aktivitäten stieg dabei das soziale Prestige der Zentrumsakteure – und der mit ihnen verbundenen Akteure – stetig an. Ihren sozialen Aufstieg und ihre begüterte Lage machten die Zentrumsakteure durch den Bau standesgemässer „Professorenvillen“ sichtbar.

In Kapitel sechs wird aufgezeigt, wie die Lokalforscher Landschaft als Ort der Erkenntnis und des Erlebnisses nutz-

ten. Zu Beginn des Kapitels zeichnet Scheidegger die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen um die Laborarbeit einerseits und die Feldarbeit andererseits nach: Die bereits vorgestellten Zentrumsakteure vertraten dabei die Ansicht, dass die „freie Landschaft“ das geeignete Labor zur Erforschung der lokalen Flora und Fauna sei. Gerade auf lokalem oder kantonalem Niveau ging es den Akteuren mitunter darum, die Verbreitung einzelner Arten aufzuzeigen. Gleichzeitig wurden Versuche unternommen, einzelne Pflanzen oder Muscheln im Sinne von „Aklimatisierungsversuchen“ an unterschiedlichen Orten einzupflanzen oder auszusetzen. Häufig geschah dies nicht unter enger Beobachtung oder Dokumentation. Dies konnte dazu führen, dass solche ausgesetzten Arten von nicht informierten Forschern als „Neuentdeckung“ gehandelt wurden. Ferner entfachten solche Aussetzungen Zwist innerhalb der Naturforschenden Gesellschaften, die sich zum Ziel gesetzt hatten, die lokal vorkommenden Arten zu erheben und zu beschreiben: Durch die Aussetzungen wurde diese „natürliche Ordnung“ gestört und verfälscht. Mit dem zunehmenden globalen Handel – Scheidegger zeigt dies anhand der Kammgarnspinnerei Derendingen auf, die australische Wolle verarbeitete – wurden auch eingeschleppte Pflanzen (sogenannte „Neophyten“) thematisiert.

Daneben entstanden weitere Herausforderungen für die Naturforschenden: Durch ihre rege und akribische Publikationstätigkeit wurden die Standorte beliebter und/oder seltener Pflanzen von einer Vielzahl Interessierter aufgesucht. Zur Befriedigung der eigenen Forschungstätigkeit wurden die Pflanzen ausgerissen oder abgeschnitten und damit deren Bestand gefährdet. Dies und die Auswirkungen der Industrialisierung führten mit dazu, dass der Naturschutz im Sinne des Schutzes der „heimischen Flora und Fauna“ an Bedeutung zunahm: Es wurden nationale und kantonale Naturschutzorganisationen gegründet und Inventare von schützenswerten Landschaften und Naturdenkmälern erarbeitet. Scheidegger zeigt dabei auf, dass die Motivation für solche Bestrebungen durchaus mit einem Eigennutz der Naturforschenden verbunden war: Sie wollten damit sicherstellen, dass ihre Exkursions- und Forschungstätigkeiten auch mittel- und langfristig möglich bleiben. Der enge Kreis der Naturforschenden weitete sich dabei immer stärker auf weitere Bevölkerungsschichten aus: Naturkundliche Exkursionsberichte enthielten zunehmend touristische Hinweise auf empfohlene Gaststätten und bequem zugängliche Pfade. Berichte über die südländisch geprägte Alpenflora verstärkten den Mythos des „alpinen Südens“ und förderten damit den alpinen Tourismus. Durch die Aktivitäten und Beschreibungen der „heimischen Flora“ durch die Naturforscher wurde die „Heimat“ immer stärker an konkrete Landschaften geknüpft. Damit „produzierten“ die Naturforscher Landschaftsbilder, die einen grossen ästhetischen Genuss versprachen und Sehnsuchtsorte fern des (industrialisierten) Alltags und der Städte waren.

In Kapitel sieben wird die Petite Science als „Heimwissenschaft“ und „Heimatmaschine“ porträtiert. Der Autor zeigt

auf, welche Bedeutung das eigene Haus und der eigene Garten für die Naturforscher innehatte und wie insbesondere das Studierzimmer für (fotografische) Selbstinszenierungen genutzt wurde. Einmal mehr verschwammen die Grenzen zwischen Privatperson, Lehrer, Museumsvorsteher, Präsident des Naturschutzvereins und Forscher: Im Studierzimmer wurden Sammlungsgegenstände aus den Museen analysiert, eigene Fundstücke präpariert und Schulstunden vorbereitet. Scheidegger kann diese Mäandrierung der Tätigkeiten anhand von Tagebucheinträgen der Zentrumsakteure beschreiben und stellt dabei die Frage, welche Rolle die Familie und insbesondere die Ehefrauen in dieser Welt einnahmen: Dazu sind nur sehr wenige schriftliche Hinweise überliefert. Manchmal wird die Gastfreundschaft der Ehefrauen in den Nachrufen der Zentrumsakteure erwähnt. Ob und in welcher Art sie die Männer bei ihren naturforschenden Tätigkeiten unterstützten, ist hingegen nicht dokumentiert. Überhaupt sind Frauen innerhalb der Naturforschung um 1900 selten anzutreffen: Einige wenige Ehefrauen von Professoren waren selbst wissenschaftlich tätig, daneben gab es Frauen, die als Illustratorinnen von Pflanzen und Insekten wirkten.

Am Beispiel der Situation in Liestal beschreibt der Autor, wie das Schulhaus, dessen Alpsteingarten, der Schulteich und das angrenzende Wohnhaus des Zentrumsakteurs ein „Heimatensemble“ (Begriff des Autors in Bezug auf Foucaults Dispositiv-Begriff) darstellte, welches auch bei Exkursionen angestrebt wurde: Nicht nur das Wissen über die lokale Flora und Fauna sollte dabei vermittelt werden, sondern auch der Ausblick auf Hügel und Berge und die Praxis der Landwirtschaft wurden einbezogen. So wurde aus der naturkundlichen Lokalforschung eine Heimatwissenschaft, die sich an den lokalen Gegebenheiten und Praktiken orientierte.

Im Schlusskapitel fügt Scheidegger die Erkenntnisse der vorhergehenden Kapitel zusammen. Er hebt hervor, dass die ausseruniversitären Naturforscher ihre Tätigkeit selbst als „Petite Science“ bezeichneten und primär eine sammelnde, inventarisierende und beschreibende Naturforschung betrieben. Gleichzeitig hatten ihre Tätigkeiten in den porträtierten Kleinstädten ein grosses Gewicht und sie prägten die Vorstellung und Wahrnehmung der Bevölkerung von „Natur“, „Landschaft“ und „Heimat“ wesentlich mit.

Der Untersuchungszeitraum des Autors endet kurz nach Beginn des 20. Jahrhunderts. Er weist jedoch darauf hin, dass die lokalen naturhistorischen Museen zwischen 1970 und 1980 gänzlich reorganisiert wurden. Zudem erfuhr die „Heimatkunde“ im Schulunterricht in der Schweiz nach 1970 heftigen Gegenwind, da diese in engem Zusammenhang mit der Entwicklung des deutschen Nationalbewusstseins gesehen wurde.

3 Fazit

Tobias Scheidegger vermag in seiner Dissertation sehr anschaulich und anhand vieler Details aufzuzeigen, wie sich

Naturforschende in Deutschschweizer Kleinstädten um 1900 organisierten, an welchen Themen sie interessiert waren und mit welchen Methoden sie ihrer Leidenschaft frönten. Er gliedert die Monographie in sieben gleichwertige Kapitel und ein synthetisierendes Schlusskapitel. Die vom Autor gewählte Sprache und die zahlreichen quellengestützten Anekdoten und Exkurse vermitteln zwischendurch den Eindruck, dass es sich eher um einen historisch fundierten Roman handelt und weniger um eine wissenschaftliche Auseinandersetzung. Das heisst jedoch nicht, dass der elaborierte Umgang mit unterschiedlichen theoretischen Konzepten zu kurz kommt. Das theoretische Gerüst der Arbeit besteht aus unterschiedlichen Pfeilern, die der Autor geschickt zu verknüpfen vermag: Er orientiert sich an unterschiedlichen Strömungen der Erforschung von Wissenschaftsgeschichte. Methodisch arbeitet Scheidegger primär mit Fallbeispielen und biographischen Zugängen der zentralen Akteure.

Dadurch werden die Zentrumsakteure und deren Milieu erlebbar gemacht. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung wird in den Faziten der jeweiligen Unterkapitel sorgfältig aufbereitet und oft mit hilfreichen Fussnoten versehen. Was durch die gewählte Erzählform weniger einfach ist – um ein Haar in der Suppe zu nennen – ist die gezielte Suche nach Stichworten oder Themen die sich nicht aus den Kapitelüberschriften ergeben. Hierfür wäre ein Stichwortverzeichnis hilfreich gewesen. Dabei soll aber auch erwähnt sein, dass Scheidegger der Leserschaft nicht nur die üblichen Abbildungs-, Inhalts- und Literaturverzeichnisse präsentiert, sondern auch eine Zusammenstellung von deutschsprachigen Titeln naturkundlicher Anleitungsliteratur und ein Personenregister mit den wichtigsten Eckdaten aller erwähnten Personen aufführt. Zusammen mit den zahlreichen Abbildungen erklärt sich somit auch der Umfang von knapp über 700 Seiten dieses sorgfältig gestalteten Werkes.

Das Buch verdient eine breite Leserschaft: Die im Buch porträtierten Akteure forschten zu Themen, die heute in wissenschaftlichen Disziplinen wie Geographie, Biologie, Ökologie, Umweltwissenschaften, Ethnologie, Anthropologie, Geschichte untersucht werden. Insofern kann das Buch auch als Ausschnitt einer Disziplingeschichte gelesen werden und bietet interessante Querverweise. Interessant ist sie auch in Bezug auf Überlegungen zum heutigen Rollenverständnis von Vereinen wie z.B. der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft oder Naturforschenden Gesellschaften. Es ist davon auszugehen, dass durch die Verabschiedung des schweizerischen Natur- und Heimatschutzgesetzes (NHG) im Jahr 1966 die Deutungshoheit über Anliegen des Natur- und Heimatschutzes von den Naturforschenden Gesellschaften und „Schutzvereinen“ zusehends an staatliche Akteure übertragen wurde. Dabei wurden Errungenschaften der Naturforscher auch in gesetzliche Grundlagen und Instrumente übertragen, die bis heute gültig sind, wie z.B. die Schaffung des „Bundesinventars der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung (BLN)“ oder die „Eidgenössische Natur- und Heimatschutzkommiss-

sion (ENHK)“. Entsprechend regt das Buch an, über das heutige Zusammenwirken der unterschiedlichen Akteure in der Biodiversitäts- und Landschaftspolitik nachzudenken. Und dabei wird einem bewusst, dass z.B. die Frage der Deutungshoheit über „schöne Landschaften“ oder „wertvolle Arten“ nach wie vor hoch aktuell ist.

Scheidegger, Tobias: *„Petite Science“*. *Außer-universitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900*. Göttingen: Wallstein Verlag 2017. ISBN: 978-3-8353-1997-4; 707 S.

Rezensiert von: Melanie Salvisberg, Historisches Institut, Universität Bern

Mit Rucksack, Wanderschuhen und Lodenhut ausgerüstete Herren in Pumphosen auf der Suche nach einer seltenen Blume oder einem besonderen Käfer – dieses Bild dürfte um die Wende zum 20. Jahrhundert wohlbekannt gewesen sein, denn die botanische und zoologische Lokalforschung war zu dieser Zeit ein beliebtes Hobby mittelständischer Männer. Ziel und Zweck der Tätigkeit war dabei nicht vorrangig das Sammeln, sondern vielmehr die Inventarisierung sowie der Aufbau von Belegsammlungen der heimischen Tier- und Pflanzenwelt und damit die Erforschung der lokalen Natur. Diese ausseruniversitäre Naturforschung steht im Zentrum von Tobias Scheideggers Buch *„Petite Science“*. Der Buchtitel – eine den Quellen entnommene Selbstbezeichnung – eignet sich, wie der Autor überzeugend darlegt, auch als Begriff für den fraglichen Wissenschaftsmodus.

Scheidegger beabsichtigt eine panoramatische Darstellung der freizeithlichen Naturforschung: Sein Ziel ist es, die Funktionsweise der *Petite Science* zu untersuchen und aufzuzeigen, was sie als eigenständiger Wissenschaftsmodus auszeichnete. Er will ermitteln, wer die Akteure waren und aus welchen Motiven sie ihre Forschung betrieben, wie sie sich organisierten und welche ihre hauptsächlichlichen Wissenspraktiken waren. Zudem fragt er nach dem Unterschied zwischen der freizeithlichen und der universitären Naturforschung, dem Verhältnis beider Modi und wie sie sich gegenseitig prägten.

Mit dem über 700 Seiten starken Überblickswerk füllt Scheidegger eine Lücke: Im Gegensatz zu Grossbritannien und den USA – und anders als in Disziplinen wie der Geschichtswissenschaft oder der Archäologie – wurde die Laienpartizipation in der Naturkunde im deutschen und französischen Sprachraum noch kaum erforscht.

Das Buch beginnt mit einer Einleitung, die alle klassischen Elemente enthält und insbe-

sondere mit den terminologischen Klärungen, einem ersten kurzen Portrait der *Petite Science* und den theoretischen und methodologischen Erwägungen einen guten Rahmen für den quellenbasierten Hauptteil bildet. Dieser gliedert sich in sieben gleichwertige Teile. Im ersten Hauptkapitel thematisiert Scheidegger die Sammlungsdinge und Objektpraktiken der Lokalforscher (Forscherinnen waren eine Ausnahme). Nach einer Typologie der verschiedenen Sammlungen – diese lassen sich in floristisch-faunistische Belegsammlungen, Liebhabersammlungen und taxonomische Vergleichssammlungen einteilen – folgt eine Darstellung der konkreten Objekte und ihre Handhabung. Den Weg vom Naturding zum Präparat und die festen Regeln einer Sammlung vermittelte unter anderem die Ratgeberliteratur, die um die Jahrhundertwende einen Boom erlebte.

Die Floren- und Faunenkataloge, die das wichtigste Erkenntnisinteresse der *Petite Science* darstellten, werden im zweiten Kapitel beleuchtet. Scheidegger erläutert etwa ihren typischen Aufbau, ihre mediale Struktur und ihre sozialen Effekte. Die Lokalforscher hofften, dass ihre (meist lückenhaften) Kataloge als Datenrohstoff für zukünftige Forschungen Verwendung finden würden; eigenständige theoretische Ansätze verfolgten sie nur selten.

Im dritten Kapitel stehen die Sozialbeziehungen innerhalb der *Petite Science* im Vordergrund. Für das Funktionieren dieses Wissenschaftsmodus' war es essentiell, dass die Lokalforscher sowohl untereinander als auch mit den Hochschulen gut vernetzt waren. Lesezirkel, Tauschkreise oder kollektive Sammelprojekte ermöglichten den Austausch und stärkten die Gemeinschaft. Netzwerke entstanden und festigten sich zudem durch den kommerziellen Handel oder die freundschaftliche Gabe von Naturdingen.

Wie im vierten Kapitel anhand eines Wissenschaftstreits zwischen den Botanikern Christian Brügger und August Gremli dargestellt wird, waren die Beziehungen jedoch teilweise auch durch Konflikte getrübt. Brügger erkannte Pflanzenbastarde als eigenständige botanische Kategorie an und entwickelte eine eigene Benennungspraxis, wofür er von Gremli heftig angegriffen wurde, da er da-

mit die vorherrschenden Ordnungskonzepte in Frage stellte.

Das fünfte Kapitel durchleuchtet schliesslich die institutionelle Rahmung der Petite Science. Dafür untersucht Scheidegger die Tätigkeiten fünf ausgewählter Persönlichkeiten, die in ihren Kleinstädten (beispielsweise Solothurn, Frauenfeld oder Chur) gleichzeitig die Kantonalsektionen der Naturforschenden Gesellschaft präsidierten, die Naturkundemuseen leiteten und als Naturkundelehrer an Mittelschulen unterrichteten. Durch diese Schnittstellenpositionen konnten sich die sogenannten Zentrumsakteure nicht nur als angesehene öffentliche Persönlichkeiten etablieren, sondern auch die naturkundlichen Aktivitäten ihrer Städte und Kantone massgeblich prägen. In grösseren Städten mit eigener Universität und reichen Hochschulsammlungen gab es keine solchen Schnittstellenpositionen und die Petite Science war nicht im selben Mass ein eigenständiges Wissensmilieu.

Im sechsten Hauptkapitel beschreibt der Autor die Auswirkungen der Lokalforschung auf die Wahrnehmung der Landschaft. Er zeigt, wie die Landschaft ein Objekt der Erkenntnis und gleichzeitig ein Ort der Geselligkeit war. Die Freizeitforscher waren sowohl durch den öffentlichen Verkehr und die Infrastruktur als auch mental durch die Prägung landschaftlicher Vorstellungsräume aktiv an der Herstellung der modernen Freizeitlandschaft beteiligt. Die Petite Science war zudem mit der Entstehung des Naturschutzes verbunden, denn die „naturkundliche[n] Lokalforscher waren in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende aufmerksame Kronzeugen, sorgfältige Chronisten und pionierhafte Kritiker der sich verschärfenden Umweltzerstörung und des damit einhergehenden Artensterbens“ (S. 474). Die Forscher waren häufig die treibende Kraft in den Kantonalsektionen der Schweizerischen Naturschutzkommission und die Petite Science somit verantwortlich für die rasche Verbreitung des frühen Naturschutzes in der Schweiz.

Wie sich die in heimischen Studierstuben betriebene Freizeitwissenschaft zunehmend als Heimatwissenschaft etablierte, wird im letzten Hauptkapitel thematisiert. Dazu wird nicht nur das Studierzimmer und dessen Funktion in der Selbstdarstellung der Prota-

gonisten vorgestellt, sondern auch die Konzeption von „Heimat“ innerhalb der Petite Science. Anhand des Schulhauses in Liesetal mit seinem Schulgarten inklusive Alpinum und Schulteich illustriert Scheidegger den Wandel der naturhistorischen Lokalwissenschaft zu einer Heimatwissenschaft.

Im Schlusskapitel reflektiert Scheidegger erneut, inwieweit ausseruniversitäre Naturforschung ein eigenständiger Modus der naturwissenschaftlichen Forschung war. Er stellt fest, dass diesbezüglich eine Unterscheidung zwischen zwei Forschertypen – den taxonomischen Spezialisten einerseits und den Lokalforschern andererseits – gemacht werden muss. Insbesondere durch die Forschungsaktivitäten letzterer sowie durch ihr soziales Funktionieren erhielt die Petite Science den Charakter eines eigenständigen Wissenschaftsmodus. Scheidegger prüft auch, ob das in der Bezeichnung „Petite Science“ enthaltene Attribut des „Kleinen“ zutrifft und kommt zum Schluss, dass dies in vielerlei Hinsicht gerechtfertigt war: Sowohl die Ressourcen, der theoretische Horizont als auch die Erkenntnisziele waren relativ eingeschränkt und kleinräumig. Die Selbstinszenierung der Petite Science als bescheidene Hilfswissenschaft war damit nicht nur rhetorische Schutzstrategie, sondern auch Realität. Scheidegger streicht jedoch heraus, dass die Forschungsergebnisse der Petite Science zumindest teilweise auch anschlussfähig waren, was die Beziehungen zwischen den Freizeitforschern und den Universitäten belegen. Die Bestandserfassungen und Belegsammlungen sind heute nicht nur aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive interessant, sondern können auch illustrieren, wie sich die Biodiversität oder das Klima im Verlauf des 20. Jahrhunderts verändert haben.

Dem Schlusskapitel folgen unter anderem eine ausführliche Bibliografie – welche die Unmenge an verwendeten Quellen verdeutlicht –, eine chronologische Zusammenstellung von deutschsprachigen Titeln naturkundlicher Anleitungsliteratur sowie ein Personenregister, das jeweils auch die Lebensdaten, Wohn- und Wirkungsort, Beruf und die naturkundlichen Aktivitäten enthält. In all diesen Elementen spiegelt sich die beeindruckende Detailliertheit der Studie wider. Schei-

degger behandelt die freizeitliche Naturforschung in einer ausserordentlichen Tiefe und stellt ein facettenreiches und rundes Gesamtbild her. Das reich bebilderte Buch gibt auch Einblick in umrundende Themen wie beispielsweise die Geschichte des Naturkundeunterrichts oder der Naturkundemuseen. Besonders aufschlussreich sind die Ausführungen zur Rolle der Petite Science in der Etablierung des Naturschutzgedankens.

Auffallend sind die klare Strukturierung und das ausgezeichnete Ineinandergreifen der unterschiedlichen Perspektiven. In zahlreichen Überleitungen und Fazits gibt Scheidegger Vor- und Rückblicke, legt die Kernargumente dar und ordnet die Erkenntnisse in den Kontext ein, was zum stets bestens erkennbaren roten Faden und zur guten Lesbarkeit der durchdachten Studie beiträgt. Gleichzeitig erweist sich dieser Vorteil bei der Lektüre des umfangreichen Werks zuweilen auch als Schwäche; es treten einige Wiederholungen auf und stellenweise wären Straffungen wünschenswert gewesen. Insgesamt ist Tobias Scheidegger eine hervorragende Studie gelungen, die substanzielle neue Erkenntnisse liefert und die bisherige Forschung massgeblich erweitert.

HistLit 2018-1-096 / Melanie Salvisberg über Scheidegger, Tobias: *„Petite Science“*. *Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900*. Göttingen 2017, in: H-Soz-Kult 16.02.2018.

DOI: 10.1002/bewi.201801883

Tobias Scheidegger, „Petite Science“. Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900, Göttingen: Wallstein 2017. 707 S., € 79,90. ISBN 978-3-8353-1997-4.

Ein alles andere als kleines Buch hat sich die reizvolle Aufgabe gestellt, wissenschaftshistorisch und wissenschaftsethnographisch interessierte LeserInnen bei der Entdeckung der ‚kleinen‘ Welt einer ‚kleinen‘ Wissenschaft zu begleiten. Tobias Scheidegger hat in seiner umfangreichen, sorgfältig gestalteten und mit zahlreichen Abbildungen bereicherten publizierten Dissertation den spezifischen Wissenschaftsmodus der naturkundlichen Lokalforschung in der Schweiz um 1900 untersucht: die „Petite Science“, wie er sie in Anlehnung an die Wortwahl eines seiner Protagonisten nennt. Auf Exkursion im Schweizer Jura und zu Besuch im Studierzimmer eines Basler Bezirksschullehrers, in den Einträgen dicker Bündner Floren- und Faunenkataloge und auf der Bühne der Jahresversammlungen der lokalen Naturforschervereine erkundet Scheidegger die Praktiken des Sammelns und Inventarisierens sowie den kollektiven Charakter der föderal strukturierten „Petite Science“. „Selbstbescheidung“ und Geschichtsbewusstsein prägten eine populäre, kleinbürgerliche „Männerwissenschaft“, die durch die alltägliche Erforschung des Nahraumes nicht nur ein Beheimatungsangebot für ihre Akteure darstellte und Orientierungswissen verschaffte, sondern kulturelle Konzepte wie Landschaftswahrnehmung, Heimat- und Naturvorstellungen in der Schweiz des ausgehenden 19. Jahrhunderts entscheidend prägte.

Scheideggers dichte ethnographische Erforschung des Milieus der „Petite Science“ erstreckt sich über sieben Kapitel, die unter dem Zeichen einer produktiven Verbindung von Volkskunde und Wissenschaftsgeschichte stehen und abwechslungsreich entlang der Objekte, Praktiken und Beziehungen des Wissenschaftsmodus der naturkundlichen Lokalforschung verlaufen.

Im Anschluss an die umfangreiche Einleitung, die sich terminologischen, methodologischen und thematischen Abgrenzungen widmet, führt das erste Kapitel direkt in die bunte Dingwelt der „Petite Science“. Nach einer Übersicht über die verbreitetsten Sammlungskonzepte der naturkundlichen Lokalforschung rücken die konkreten Objekte und das Wissen um ihre korrekte Handhabung in den Fokus. Regelkonforme Etikettierungspraktiken, Ordentlichkeit und Sauberkeit des Sammlungsbestandes sicherten die Verwandlung der Naturobjekte in Erkenntnisdinge und gleichzeitig die Anschlussfähigkeit der „Petite Science“ an die universitäre Naturforschung. Die Popularität des Naturaliensammelns um 1900 führte zu Überschneidungen zwischen Lokalforschung und bürgerlicher Kultur, die über die rein wissenschaftlichen Tätigkeiten hinauswies und auf das „Vergnügen“ (S. 108) an den Dingen der damaligen Freizeit- und Konsumkultur anspielten.

Das zweite Kapitel beleuchtet die Prozesse, welche die Sammlungsdinge zu Papier brachten. Die mediale Wirkkraft des Lokalkatalogs als bevorzugtes Wissensformat der „Petite Science“ basierte auf ihrer listenartigen Grundstruktur. „Heterogene Listen“ (S. 146) dienten als Zugehörigkeits- und Kooperationsinstrumente innerhalb dieses Wissenschaftsmilieus, indem sie – dem Vollständigkeitsideal der naturkundlichen Lokalforschung folgend – Forscher, Belege, Florenkataloge und Taxonomien über Raum und Zeit hinweg miteinander verknüpften. Darüber hinaus sicherten solide und vertrauensvolle Sozialbeziehungen die effektive Kooperation im Milieu der „Petite Science“ ab.

Im dritten Kapitel verfolgt Scheidegger die Spur der Aufbau- und Pflegestrategien dieser sozialen Netzwerke anhand der Untersuchung von Objektzir-

kulationen. Neben naturkundlichen Lesezirkeln, Tauschpraktiken und kommerziellem Handel wird der gemeinschaftsbildenden Gabenökonomie besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Das freundschaftliche Schenken von Spezimina und Datenlisten, aber auch von symbolischen Gaben sowie Revisionen und Namensgebungen bildeten die Bindekraft der informellen Netzwerke und Forschungsk Kooperationen innerhalb der „Petite Science“.

Am Beispiel des Wissenschaftsstreits zwischen den Schweizer Botanikern Christian Brügger und August Gremli revidiert das vierte Kapitel das bislang durchgehend harmonische Bild der Wissenschaftsgemeinde der „Petite Science“. Die Forschungen des Bündner Gymnasialprofessors und Botanikers Brügger stellten die geltenden taxonomischen Ordnungsstrukturen infrage, indem sie Hybridpflanzen die Bedeutung eigenständiger Arten zukommen ließen. Gegen diese „unbekümmerte Subvertierung“ (S. 295) der gebräuchlichen Kategorie der Spezies stellte sich Gremli als konservativer Referenzautor der botanischen Systematik vehement. Im erbitterten wissenschaftlichen „Kleinkrieg“ (S. 266) stand schließlich nichts weniger als Brüggers Zugehörigkeit zum Milieu der naturkundlichen Lokalforschung auf dem Spiel.

Mit Brügger und Gremli treffen wir auf zwei Beispiele für die von Scheidegger genannten „Zentrumsakteure“ (S. 330) der „Petite Science“, auf deren paradigmatische Eigenschaften im fünften Kapitel näher eingegangen wird. Es handelte sich meistens um bildungsbürgerliche Männer, die eine Schnittstellenfunktion zwischen den wichtigsten Institutionen der naturkundlichen Lokalforschung einer Klein- oder Mittelstadt einnahmen. Als studierte Naturgeschichtslehrer waren sie an höheren Schulen tätig, als Kuratoren verwalteten sie das lokale Naturgeschichtsmuseum und als Vorstandsmitglieder nahmen sie eine wichtige Rolle in der jeweiligen kantonalen Sektion der Naturforschenden Gesellschaft ein. Schule, Museum und Verein boten dem „Zentrumsakteur“ eine öffentliche Bühne (etwa in Vereinsversammlungen oder -zeitschriften) sowie unentbehrliche personelle und materielle Ressourcen für die eigene Forschung.

Im sechsten Kapitel wird der Leser von den geschlossenen Schulräumen und Museumssälen schließlich in die Felder geführt. Die Schweizer Landschaft stellte für die lokalen Naturforscher sowohl einen epistemischen Ort des Sammelns und Inventarisierens als auch einen wichtigen Freiraum und Ort der Geselligkeit dar. Erst vor diesem Hintergrund wird die wichtige Rolle der Akteure der „Petite Science“ nicht nur in der Herstellung der Schweiz als Freizeitlandschaft, sondern auch in der konzeptuellen Prägung landschaftlicher Vorstellungsräume erkennbar, zum Beispiel im Falle von Topoi

wie der „Ursprünglichkeit“ oder „Mediterranität“ des Alpenraums (S. 522).

Mit dem siebten und letzten Kapitel führt uns Scheidegger wieder ins „traute Heim“ zurück (S. 528). Im ansehnlichen Heimatstil-Haus des Liestaler Naturforschers Franz Leuthardt lernt die Leserin das Studierzimmer als Ort der Selbstinszenierung des Forschers, der strategischen Selbstmusealisierung und des Rückzugs innerhalb des bürgerlichen Haushalts kennen. Nach einem Spaziergang im geordneten Universum des umliegenden Hausgartens wird ein Blick auf die nahe Schulhauslandschaft geworfen, die Scheidegger als Abbild eines sich um 1900 entwickelnden „Heimatdispositiv“ (S. 567) interpretiert: das Alpinum als steingewordenes Symbol von Naturschutzaktivismus und schweizerischer Nationalmythen; der Schulteich als Bild der ökologisch geprägten Konzeption einer ganzheitlichen Heimatgemeinschaft; die Bezirksschule als zentrale Institution der Vermittlung der heimatlichen Naturkonzeption. Dass Scheidegger die wissenschaftshistorische Untersuchung der „Petite Science“ immer wieder um den Blick auf Prozesse der Wissensverteilung und -umformung ergänzt, erweist sich in diesem Kapitel als besonders fruchtbar: Im Gegensatz zur eher bescheidenen wissenschaftlichen Leistung der „Petite Science“ hebt der Autor deren wissenschaftshistorische Rolle in der Entwicklung des Schweizer Heimat- und Naturschutzdiskurses und in der Prägung langlebiger Landschaftsvorstellungen hervor.

Betrachtet man das Anliegen der Untersuchung Scheideggers – eine „Ethnographie der sozialen und epistemischen Praktiken“ der „Petite Science“ (S. 25) –, kann man sicherlich von einer gelungenen Arbeit sprechen, die über eine bloße Beschreibung eines wissenschaftlichen Milieus hinausgeht und sich durch eine sorgfältig erarbeitete Quellenfülle auszeichnet. Es stellt sich aber auch die Frage nach dem analytischen Mehrwert des Begriffs der „Petite Science“ für die historische und epistemische Untersuchung populärer Wissenschaftsmodi. Für die Charakterisierung des Wissenschaftsmilieus der Schweizer Lokalforschung um 1900 beurteilt Scheidegger die bereits existierenden Begrifflichkeiten der ‚Amateurwissenschaft‘, ‚Populärwissenschaft‘, ‚Civic Science‘ oder ‚Citizen Science‘ als unzulänglich (S. 10–25). Versteht der Autor nun „Petite Science“ als eine neue, weitere Etikette in diesem fröhlich wachsenden terminologischen Reservoir spezifischer Varianten von „popular science“ (Ralph O’Connor) oder „public knowledge“ (Andreas Daum; vgl. die Beiträge von O’Connor, Daum und weiterer AutorInnen in der Sondernummer „Historicizing ‚Popular Science‘“, *Isis* 100 (2009), Heft 2)? Insbesondere offen bleibt die Frage, ob der Begriff der „Petite Science“ für die Untersuchung naturkundlicher Milieus außerhalb der Schweiz analytische Tauglichkeit ent-

fallen kann. Eine stärker strukturell geleitete Arbeit am Begriffsrepertoire der populären Wissenschaftsmodi, die auf eine terminologische und konzeptuelle Anschlussfähigkeit zielen würde und dabei weder der Irreduzibilität des Partikulären noch einer verallgemeinernden Nivellierung verfällt, bleibt ein Desiderat und das hier besprochene Buch eine wunderbare Einladung dazu.

Mit „*Petite Science*“ schenkt uns Scheidegger einen ausführlichen und zuverlässigen „Taschenführer“ (S. 11) durch die lokale Naturforschung der Schweiz um 1900 mitsamt gutem Kompass in Form eines

durchaus detaillierten Apparates zu den historisch relevanten Werken und Personen (obwohl sich besonders aufmerksame LeserInnen über ein vollständiges Personenregister gefreut hätten). All jene mit guter Ausdauer und geräumigem Rucksack ausgestatteten LeserInnen werden sich freuen, mit dem Autor auf Feldreisen, Sammlungsbesichtigungen, Vereinsexkursionen und Museumsausflügen die ‚kleine‘ Welt der „*Petite Science*“ zu entdecken.

Rachele Delucchi (Zürich)

Tobias Scheidegger, „Petite Science“. Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900, Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 707 S.

Jede Menge Lesestoff: 707 Druckseiten für eine „Petite science“! Auf ein paar wenige hätte der Autor womöglich verzichten können. Zum Beispiel eingangs, wenn er seine inspirierte und sprachlich sorgfältig ausgearbeitete Studie über Botaniker, Insektenkundler, Fledermausexperten und Libellen-Liebhaber andockt an für ihn maßgebliche methodische Zugänge der Wissensgeschichte. Diese leidigen Pflichten mögen dem Genre der Qualifikationschrift Dissertation geschuldet sein. Kaum freilich ist diese Schwelle überwunden, wird es bis in die letzte der 1434 Fußnoten hinein anregend und durchweg lesenswert. Scheidegger ist zunächst vor allem ein guter Zuhörer, wenn es darum geht zu erfassen, was die Quellen mitteilen. Und er versteht sich bestens auf ein duldsames interpretierendes Erzählen, bei dem sich wichtige Überlegungen peu à peu herauschälen und zu Einsichten und Erkenntnissen destilliert werden. Der Autor nimmt das Tempo raus, um zunächst einmal in gebotener Ruhe zu beobachten, was die eidgenössischen Akteure seiner Studien da denn eigentlich tun, wenn sie das tun, was sie erfüllt: nach draußen gehen und die Natur erforschen, also suchen, schauen, beobachten, finden, bestimmen, klassifizieren, sammeln, präparieren, konservieren, tauschen, kommunizieren – und mitunter auch in sakraler Unbedingtheit streiten um Arten und Unterarten und andere kaiserliche Bärte der Taxonomie.

„Petite science“, so nennt der Zürcher Kulturwissenschaftler diese Spielart amateurwissenschaftlicher, vornehmlich von bürgerlichen Honoratioren betriebener Naturforschung um 1900, welche die alte Naturgeschichte mit der modernen Biologie verbindet. Damit greift er die Selbstcharakterisierung eines seiner Akteure aus fünf schweizerischen Kleinstädten auf. Auguste Charpié aus dem Berner Jura war Kurzwarenhändler und passionierter Botaniker

und widmete wie viele Pfarrer, Lehrer oder Ärzte seine freie Zeit fast uneingeschränkt dem Studium der Natur. Scheidegger nimmt also jene Erforschung heimischer Flora und Fauna in den Blick, die außerhalb der Universitäten praktiziert wurde. „Außerhalb“, das bedeutete bislang aus wissenschaftsgeschichtlichem Blickwinkel besehen oft auch unterhalb oder zumindest nachrangig. Doch Scheidegger pocht auf die Eigenständigkeit und Eigensinnigkeit dieser Naturinteressen, denen er sich denn auch explizit nicht in wissenschaftsgeschichtlicher, sondern in wissenschaftsgeschichtlicher Absicht nähert. Er verfolgt die Beziehungen zur akademischen Naturkunde einerseits und zu den lokalen Schauplätzen ihrer Ausübung andererseits. So vermag er die nachhaltigen Wirkungen dieser Leidenschaften zu rekonstruieren. Er arbeitet die vergemeinschaftende Funktion der individuellen Sammelleidenschaften heraus und zeigt, wie diese der Logik von Tausch und Gabe folgten. Das Sammeln von Daten, Objekten und Wissen wirkte aufs Individuelle wie aufs Allgemeine. Es ermöglichte bürgerliches Selbstsein, verhalf zu sozialer Anerkennung und erzeugte die Ausbildung von Netzwerken sowie die Institutionalisierung lokalen Naturwissens in Vereinen und Museen.

Was suchten und fanden die Akteure im Studium der Natur? Ihr Tun und Handeln erwies sich, wie Scheidegger aufzeigt, als maßgeblich für die historische Modellierung moderner Naturbeziehungen. Sammeln – Wissen – Lieben – Schützen ... Diese Praktiken verknüpften wissenschaftliche Rationalität mit emotionaler Identifikation. So entstanden aus Beziehungen zur umgebenden Natur Bindungen, die um 1900 endlich in einem Verständnis von Heimat eine übergeordnete sinnstiftende Plausibilität erhalten sollten. Aus der Kenntnis um die Naturverhältnisse erwuchs das Bedürfnis freundschaftlicher und fürsorglicher Zuwendung; so festigten sich die moderne Idee des Naturschutzes und Spielarten von Heimatbewegungen, die beständig changierten zwischen fürsorglicher Identifika-

tion, verantwortlicher Anfreundung und lokalpatriotischer Aufladung.

Naturforscher dieser Provenienz und Couleur galten lange Zeit als kauzige Einzelgänger, weltfremde Sonderlinge. Heute, da im Zeitalter des „Anthropozän“ wahlweise vom Schwinden, Verlust oder Ende der Natur die Rede ist, sind die Stimmföhlungslaute und Versuche der Kontaktaufnahme mit außermenschlicher Natur zahlreicher und fast mainstream geworden. Warum? Weil Natur für den Menschen eine viel zu elementare Herausforderung darstellt, die nicht einfach zwischen den Polen Ausbeutung und Anbetung im gleichzeitigen Nebeneinander paradoxer Beziehungsmöglichkeiten zwischen instrumenteller Zweckrationalität, wissenschaftlicher Entzauberung, ästhetischer Kompensation, biologistischer Essenzialisierung aufgelöst werden kann? Verbirgt sich hinter der auffälligen Konjunktur gegenwärtiger Sehnsüchte nach Natur-Begegnungen mit all ihren Spielarten zwischen Citizen Science und privater Schwärmerei vielleicht ein Memento, als Mensch mit einer außermenschlichen Wirklichkeit verbunden zu sein, die auch ohne Menschen existiert? Gleichwie, Tobias Scheidegger zeigt mit großem Verständnis und feinsinniger Aufmerksamkeit für bedeutende Kleinigkeiten vor schweizerischer Kleinstadtkulisse die spezifische historische Ausbildung westlicher Naturbeziehungen in der Entfaltung der Moderne auf.

Friedemann Schmoll (Jena)

Susann Lewerenz, Geteilte Welten. Exotisierte Unterhaltung und Artist*innen of Color in Deutschland 1920–1960, Köln, Böhlau 2017, 504 S.

Der Titel des Buches bezieht sich auf Shalini Randeria's Konzept der geteilten Geschichte, mit dem die Sozialanthropologin auf das Zusammenspiel von Verflechtungen und Abgrenzungen zwischen westlichen und nichtwestlichen Gesellschaften verweist. Susann Lewerenz erforscht aus die-

ser Perspektive Kontinuität und Wandel kolonialer Diskurse und Darstellungen in der modernen deutschen Massenkultur. Der Analysezeitraum reicht vom Deutschen Kaiserreich bis zur – ebenfalls im doppelten Sinne geteilten – Geschichte der beiden deutschen Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg.

Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen „Artist*innen of Color“, d. h. Darsteller und Darstellerinnen des kommerziellen Unterhaltungsgewerbes wie Zirkus, Varieté oder Völkerschauen, die „aus mehrheitsgesellschaftlicher Sicht als ‚farbig‘ erachtet wurden“ (S. 7, FN 1) und damit rassistischen oder exotisierenden Zuschreibungen ausgesetzt waren. Der Schwerpunkt liegt auf schwarzen Artisten – die meisten stammten aus den deutschen Kolonien oder waren Nachfahren von Kolonialmigranten. Außerdem betrachtet werden Künstler aus Asien, dem pazifischen Raum oder dem Mittleren Osten.

Das Buch ist einerseits eine Sozial- und Alltagsgeschichte außereuropäischer Migranten und gastierender Künstler. Lewerenz betrachtet deren Rollen und Handlungsspielräume auf und jenseits der Bühne über zahlreiche politische Umbrüche hinweg. Die Massenkultur war einer der wichtigsten Erwerbssektoren für diese Gruppen und zugleich eine gesellschaftlich ausgesprochen wirksame Branche. Andererseits lässt sich anhand der Bedeutungszuweisungen, der Einbeziehung und Ausgrenzung von „exotischen“ Menschen und den vielfältigen Debatten darum nachvollziehen, wie die Rolle Deutschlands in der Welt imaginiert und inszeniert wurde und wie sich das Verhältnis von „Selbst“ und „Anderem“ mit der Zeit wandelte. Auf Basis einer umfangreichen Archivarbeit analysiert die Autorin zahlreiche Aufführungen sowie die Lebenswege von Artisten und Schautruppen. Ihre detaillierten und reich bebilderten Beispielfälle bieten Einblicke in einen wenig erforschten Bereich der Massen- und Alltagskultur und sind zugleich spannend zu lesen.

Eingangs zeigt ein Rückblick auf die

pretationen zur neuesten Geschichte des Hauses hier überaus mager aus. Das hat auch Konsequenzen für den historischen Begriff von „Haus“, wie er hier entwickelt wird. Nahezu die gesamte Entwicklung des modernen Einfamilienhauses, die Sonja Hnilica und Elisabeth Timm neulich in einem Themenheft der „Zeitschrift für Kulturwissenschaften“ behandelt haben, bleibt dabei ausgespart. Damit fehlt ein äußerst wichtiger Strang der Hausforschung und die Reflexion zu einem signifikanten Haustyp – der Hinweis auf Hermann Bausingers, Markus Brauns und Herbert Schwedts Untersuchung zu den „Neuen Siedlungen“ der 1950er Jahre ist hier nur eine von vielen möglichen Referenzen.

Nimmt man die genannten Einschränkungen in Kauf, dann bietet das Handbuch „Das Haus in der Geschichte Europas“ einen hervorragenden Überblick über die historische – oder besser gesagt: die geschichtswissenschaftliche – Forschung zum Haus in der Frühen Neuzeit. Mit seinen Überblicksdarstellungen zum neuesten Forschungsstand und originellen Einzelbeiträgen ergänzt der Band vorliegende Referenzwerke wie etwa die von der Wüstenrot-Stiftung herausgegebene fünfbandige „Geschichte des Wohnens“. Die Aufsätze sind allesamt sorgfältig erarbeitet, klug zusammengestellt und ansprechend layoutiert. Leider dürfte der enorme Anschaffungspreis von rund 80 Euro dazu führen, dass dieses Haus-Buch kein Buch für den Hausgebrauch werden wird. Der Gang in die Bibliothek lohnt sich für dieses Werk aber allemal.

Jens Wietschorke

Tobias Scheidegger: „Petite Science“.
Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900.
Göttingen: Wallstein Verlag 2017, 707 Seiten.

Es gibt kulturwissenschaftliche Publikationen, die sich in besonderer Weise mimetisch zu ihrem Gegenstand verhalten. Das gilt beispielsweise für einige Untersuchungen zur Anthropologie der Nacht und des Nachtlebens, die poetische Beschreibungssprachen entwickeln, um diesem Thema gerecht werden zu können. Das gilt für Arbeiten zur Stadt-, Populär- und Popkultur, die sich reflexiv als Teil des Feldes begreifen, um das es ihnen geht. Und das gilt auch – in bestmöglicher Weise – für die 2017 erschienene Untersuchung des Zürcher Kulturwissenschaftlers

Tobias Scheidegger, deren Akribie, Forscherleidenschaft und darstellerischer Anspruch das Feld der außeruniversitären Naturforschung in der Schweiz um 1900 spiegelt, das sie untersucht. Außerakademisch ist Scheideggers Arbeit allerdings beileibe nicht: Kaum zu glauben, dass mit „Petite Science“ eine Dissertationsschrift vorliegt; das Buch hat eher das Format eines akademischen *opus magnum*, was sich auch hinsichtlich der Fülle des verarbeiteten Materials, von Primärquellen und Sekundärliteratur, sagen lässt. Obendrein machen ganze 147 Abbildungen die Tier- und Pflanzenforschung der Laien und Privatgelehrten, von der das Buch handelt, wunderbar anschaulich und vermitteln auch einen starken Eindruck von den Archivquellen: Pläne und Grundrisse, handschriftliche Listen und Messreihen, Zeitungsartikel und Inserate treten neben die vielen aufschlussreichen Fotografien und wecken die Lust am Herumstöbern, am Mit-Denken und Mit-Interpretieren. In diesem Sinne zeigt Scheidegger nicht nur in seiner analytischen Darstellung, sondern auch in Struktur, Gestus und Aufmachung seines Buches, worum es geht: Wie die von im untersuchten Naturforscher breitet er Materialien und Varietäten seines Themas aus und führt die Leserinnen und Leser umfassend in sein Feld ein.

Schon die 50 Seiten umfassende Einleitung der Studie ist ein Glanzstück. Nach allen Regeln der Kunst wird hier der Forschungsstand abgehandelt, wobei Grundbegriffe geklärt und methodologische Fragen diskutiert werden. Sinnvollerweise plädiert Scheidegger dafür, den Begriff des „Amateurs“ zurückhaltend zu verwenden (S. 16), um nicht die Ausschlussmechanismen zu reproduzieren, die mit der Vorstellung von Amateurforschung als bloßer Liebhaber- und Pseudowissenschaft verbunden sind. Ebenso instruktive Überlegungen finden sich etwa zum Begriff der „Wissenschaftspopularisierung“ bzw. der „Populärwissenschaft“, die nicht als Top-Down-Prozess, sondern als dialogisches, interaktives Geschehen verstanden wird (S. 17–19). Mit kritischen Differenzierungen dieser Art bereitet Scheidegger die empirischen Teile seiner Untersuchung sorgfältig vor und liefert zugleich einen theoretisch-konzeptionellen Überblick, den man sich – trotz der die Leserinnen und Leser fordernden Länge – kaum besser wünschen könnte.

Um 1900 war der Wissenschafts- und Wissensmodus der „Petite Science“ außerordentlich populär – nicht nur, aber auch in der Schweiz. Vor allem Männer aus dem Bildungsbürgertum und den bildungsnahen Mittelklassen – Lehrer, Ärzte und Pfarrer, aber durchaus auch Händler und Handwerker – betrieben leidenschaftliche botanische und zoologi-

sche Laienforschung mit regionalem Fokus. Im Zentrum ihrer Tätigkeit stand das Sammeln und Präparieren von Naturdingen sowie das Erstellen von Katalogen zur Flora und Fauna bestimmter geographischer Gebiete. Scheidegger nähert sich diesen Praktiken, indem er zentrale wissenschaftliche und wissensanthropologische Fragen aufwirft: Fragen nach dem Wissensformat der Liste (Kapitel 2), nach der Dingzirkulation und den Gabenökonomien im Feld der „Petite Science“ (Kapitel 3) sowie nach den Institutionen und Akteuren samt der über die „Naturdinge“ mit hergestellten sozialen Beziehungen (Kapitel 5). Es macht eine große Stärke dieser Untersuchung aus, dass all diese Dinge konsequent aufeinander bezogen werden. So beginnt beispielsweise die Analyse der Produktion von Lokalität und Heimat dort, wo die Forscher selber daheim waren: im eigenen Studierzimmer. Dass der Weg dann von der Heim- zur Heimatwissenschaft führte, wird auf diese Weise besonders anschaulich. Das „traute Heim“ mit seiner Architektur, Atmosphäre und materiellen Ausstattung wird mit dem Außenraum der Landschaft praxeologisch zusammengedacht, um die miteinander verschränkten Raumbezüge der außeruniversitären Naturforschung verstehen zu können. Bei alledem wird eine „Bastelei an einer konservativen Moderne“ im Zeichen der „Liebe zum Kleinen“ (S. 628) sichtbar, die nicht von ungefähr gerade in der notorisch als in ihren Natur- und Traditionsbeständen gefährdet angesehenen Schweiz ihren kongenialen Ort hatte.

Ein besonders unterhaltsames Stück Wissenschaftsgeschichte bietet die Auseinandersetzung zwischen dem Churer Gymnasialprofessor Christian Gregor Brügger und dem Feldbotaniker und Privatkonservator August Gremli, die Scheidegger in Kapitel 4 nachzeichnet. In dem Dauerstreit der beiden Pflanzenforscher werden Statuskonkurrenzen sichtbar, wie sie das wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Feld prägen; bei der Lektüre der Polemiken und Invektiven der beiden Kontrahenten fühlt man sich leicht an gewisse Karikaturen Wilhelm Buschs erinnert, etwa wenn Gremli seinem Gegenspieler Brügger an einer Stelle fehlende Herbarbelege mit den Worten ankreidet: „Fatal, Hr. Brügger, sehr fatal! Ich fürchte nur, man wird einmal später noch gar viele andere dergleichen Lücken in ihrem Herbar antreffen!“ (S. 276). Hinter den etwas betulich daherkommenden Scharmützeln standen unterschiedliche Auffassungen und Praktiken von botanischem Wissen; insbesondere ging es um Christian Brüggers „fröhliche Wissenschaft der Hybridisierung“ (S. 296), die von Gremli und anderen nicht anerkannt wurde. Die „Verhandlung von Kriterien der Wissenschaftlichkeit“ (S. 323), die an diesem detaillierten

Beispiel sehr schön sichtbar wird, begleitete den gesamten Konstitutionsprozess der „Petite Science“.

Der implizite Ausgangspunkt dieser Studie ist bemerkenswert. So hat Scheidegger als ausgebildeter Volkskundler und Kulturwissenschaftler gleichsam die Epistemologie und den Wissenschaftsmodus seiner eigenen Disziplin bearbeitet, dabei aber gerade nicht die Kultur-, sondern die Naturforschung zu seinem Gegenstand gemacht. Das erzeugt eine ausgesprochen klarsichtige Perspektive auf die Wissensmodi des Sammelns und Klassifizierens, die Übergänge zwischen akademischer und außerakademischer Forschung, auf Prozesse der Wissenskommunikation und die besondere Rolle von Laienforschung und „angewandter“ Forschung für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess. Umgekehrt aber erhellt die Studie zur „Petite Science“ der Botaniker und Zoologen auch die Geschichte volks- und landeskundlicher Forschungsinteressen und Wissensmilieus mit; beide treffen sich in entscheidenden Punkten. Das Kapitel 6 zum Landschaftsbegriff und Naturschutz (S. 445–526) zeigt das ebenso eindringlich wie der Abschnitt zur Lokalforschung als „Heimatmaschine“ (S. 566–620). Auch die Untersuchung der „institutionellen Schnittstellen“ Schule und Museum lässt an vielfältige Parallelen zwischen Volks- und Naturforschung denken. In diesem Sinne weist die Studie weit über das konkrete Feld der Laienbotanik und -zoologie hinaus. Denn sie befasst sich anhand dieses Feldes auch ganz allgemein mit der Produktion von Wissen über „Region“, „Landschaft“ und „Heimat“ sowie mit den Regeln dieser Wissensproduktion. Zudem waren volkskundliche und naturkundliche „Petite Science“ im Untersuchungszeitraum auch hinsichtlich ihrer „sozialen Strukturierung [...] wesensverwandt“ (S. 37).

Um zum Schluss auf die mimetischen Qualitäten der vorliegenden Arbeit zurückzukommen: Zu einer Untersuchung, in der es wesentlich um Kulturtechniken des Sammelns, des Katalogisierens und des Erstellens von Listen geht, passt bestens, dass der Autor für den Anhang umfangreiche Zusatzinformationen zusammengetragen hat. Der Band enthält nicht nur ein Personenregister, sondern es werden sogar knappe biografische Angaben zu den genannten Personen mitgeliefert: Lebensdaten, Lebensstationen, Funktionen und Notizen zur Bedeutung im Zusammenhang der Studie. Einzigartig dürfte darüber hinaus die chronologisch geordnete „Zusammenstellung von deutschsprachigen Titeln naturkundlicher Anleitungsliteratur“ sein, die von den 1760er bis zu den 1970er Jahren reicht und die – ganz nebenbei – eine gute erste Basis für eine einschlägige Fachbibliographie bietet (S. 681–690). Damit liegt die Ausstattung des

Bandes, wie man es im Übrigen vom Göttinger Wallstein Verlag gewohnt ist, weit über dem Durchschnittsniveau vergleichbarer wissenschaftlicher Publikationen. Inhalt und Form kommen hier zusammen: Das Buch von Tobias Scheidegger bietet einen grandiosen, quellengestützten und zugleich enzyklopädischen Überblick über die außerakademische Naturforschung in der Schweiz um 1900, es stellt eine empirische Studie von außerordentlicher Qualität dar und kann auch im Hinblick auf angrenzende Felder und Aspekte der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte als künftiges Referenzwerk gelten.

Jens Wietschorke

Claudius Ströhle: Migrationsschule. Wie SchülerInnen lernen zwischen Uns und den Anderen zu unterscheiden (= Bricolage. Monografien, Bd. 1). Innsbruck: university press 2017, 152 Seiten, Abb.

Unter dem Titel „Migrationsschule“ widmet sich der erste Band der „bricolage monografien. Innsbrucker Studien zur Europäischen Ethnologie“ einem höchst aktuellen und politisch seit Jahrzehnten intensiv diskutierten Thema: dem Umgang der Institution Schule mit Fragen der Migration und Ethnizität in den Klassenzimmern. Dass der Autor Claudius Ströhle sich dem Thema im Zuge einer Qualifikationsarbeit widmete, ist bemerkenswert und der Arbeit nicht anzumerken. Sowohl in Bezug auf den inhaltlichen Umfang der Erhebungen und Analysen als auch in Hinblick auf die Ansprüche der Arbeit legt Ströhle hier ein überaus beachtenswertes Werk vor.

Claudius Ströhle nähert sich dem Thema in drei Abschnitten. Im ersten Teil der Arbeit legt der Autor zunächst seine Herangehensweise in Form einer kritischen Auseinandersetzung mit dem ethnografischen Zugang zum Thema offen, denn die Schlüsse der vorliegenden Arbeit resultieren überwiegend auf den Erhebungen und Dokumentationen Ströhles im Rahmen einer neunwöchigen Feldforschung in einer Tiroler Neuen Mittelschule (NMS). Ströhle zeigt hier etwas umfangreich, aber selbstkritisch die Herausforderungen bei den Forschungsarbeiten sowie die persönlichen Überforderungen auf. Er bleibt jedoch bei der Reflexion der Methode nicht stehen, sondern setzt sich ebenso kritisch

mit den Grundlagen und Begrifflichkeiten rund um die Themenfelder Migration und Kultur einander. Einem kleinen, aber fundierten Streifzug durch die Geschichte der Migrationsforschung sowie des „interkulturellen Lernens“ folgt schließlich eine eingehende Auseinandersetzung mit einschlägigen Studien z. B. der Statistik Austria zum Thema Bildung und Migration in Österreich. Ströhle macht deutlich, wie determinierend und teils ethnisiert bereits die Fragestellungen konkreter Studien sind, wenn der Blick auf die Bildungssituation von Kindern mit Migrationsgeschichte oder Migrationshintergrund von einer Defizitorientierung und einer Fokussierung auf die deutsche Sprache geprägt ist. In Konsequenz verweist der Autor auf eine OECD-Studie, die sozial benachteiligten Kindern sowie Kindern mit Migrationserfahrung in Österreich geringe soziale Aufstiegsmöglichkeiten durch Bildung attestiert.

Im zweiten Teil des Buches gibt Claudius Ströhle Einblicke in die „Lebenswelt Schule“, wie sie sich ihm in Form der anonymisierten NMS „Hohenfeld“ präsentierte. An vielfältigen Beispielen zeigt der Autor auf, wie soziale Probleme nach dem Muster „wilde Klasse, weil viele Ausländer“ ethnisiert und kulturalisiert werden.

Am Beispiel des Hauspatschen-Gebrauchs in der Schule zeigt Ströhle die Qualitäten einer kulturwissenschaftlichen Betrachtung und Interpretation von Alltäglichem: Wer trägt in der Schule wie seine Hausschuhe – und was sagen diese Verhältnisse über das soziale Gefüge aus? Spätestens an dieser Stelle des Buches war die Rezensentin mitgerissen von den feinsinnigen Beobachtungen des Ethnologen sowie seinen humorvollen Beschreibungen des Schullebens.

Im dritten Teil des Buches widmet sich der Autor ausführlich und unter verschiedenen Aspekten seiner Grundthese, die er wie folgt formuliert: „Die Ausrichtung der NMS Hohenfeld ist tendenziell eine nationalstaatlich-christliche. Sie repräsentiert Homogenität, wo Heterogenität präsent ist, und schafft somit eine Vorstellung von Normalität, die bestimmte SchülerInnen zu Anderen macht.“ (S. 75) Diese These muss in Form eingehender Analysen von Unterrichts- und Freizeitsituationen im Schulumfeld schließlich bestätigt werden. Ströhles Schlüsse basieren auf unterschiedlichsten Aspekten des Schulalltags und Situationsbeschreibungen in Klassen, Schulgängen, Pausenhöfen und Bushaltestellen: Einer kritischen Betrachtung unterzogen werden so etwa der Religionsunterricht in der Schule und die Handhabung des Kreuzes in der Klasse sowie dessen Wahrnehmung; der Umgang mit Mehrsprachigkeit und die Rolle der deutschen Sprache in Unterricht und Schulalltag; oder auch Prozesse

Das Buch – leider liegt es bisher nur auf Italienisch vor – umfasst 208 Seiten, eine umfangreiche Bibliografie sowie eine Vielzahl das Thema treffend illustrierende Abbildungen. Wer immer sich für Fragen des Sich-Kleidens und – hiermit eng verbunden – für die Bedeutungen der vielfältigen Modifizierungen des Erscheinungsbildes interessiert, dem sei „Significati dell’abbigliarsi“ wärmstens empfohlen.

Astrid Wendt, Tübingen

Tobias Scheidegger

Petite Science. Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900.

Göttingen: Wallstein 2017, 707 S., Ill. (Zürich, Univ., Diss., 2015).

ISBN 978-3-8353-1997-4.

Bislang wurde der um die Wende zum 20. Jahrhundert weitflächig betriebenen botanischen und zoologischen Sammlung, Katalogisierung und Rubrizierung jenseits des universitären Betriebs wenig Beachtung geschenkt. Als Begründung für solche emsig betriebenen Tätigkeiten konnte die Sozialpsychologie eine zunehmende „Nervosität“ in der Gesellschaft verorten, deren Bedingungen vielleicht im Neben- und Gegeneinander verschiedener neu etablierter Diskurse lagen; hier wären neben dem Positivismus und Idealismus bis zum Ende des 19. Jahrhunderts der Neoidealismus, vertreten durch Rudolf Euckens Programm der Universalintegration, die monistische Bewegung und die Kulturphilosophie als auch der Neukantianismus anzuführen. Aktionistisches Sammeln mag im Zuge einer zunächst antiromantischen Ausrichtung an Klarheit als Ideal, an der dem Neopositivismus eigenen Versuche einer Mathematisierung der Wissenschaftsrelationen und mithin eines außeruniversitär fortgeführten Empirismus geschuldet gewesen sein.

Die Absicht semiprofessioneller und fachkundiger Naturforscher lag im Versuch, den wissenschaftlich nicht mehr ganz zeitgemäßen Empirismus durch praktisches Handeln zu befördern. Was bei den selbsternannten und auch in Netzwerken organisierten Forschern auffällt, ist deren außerordentliche Beharrlichkeit sowie ein (nicht immer stark ausgeprägter) Wille zur Systematisierung. In seiner umfangreichen Zürcher Dissertation nimmt Tobias Scheidegger auch die Institutionen und Akteure dieser „Petite Science“ unter die Lupe. Untersucht wird dabei sowohl die ästhetische als auch die idealistische Aufladung des Landschaftsbegriffs, abschließend lokalisiert der Autor deren Ort im Zuhause, um Lokalforschung als „Heimatmaschine“, Freizeitwissenschaft als Heimwissenschaft zu identifizieren. Hier findet sich auch die Kernaussage über das Wesen der „Petite Science“: „Aus zeitgeistigen Gesinnungen wie der Alpenbegeisterung und dem ‚Schützen-und-Retten‘-Diskurs sowie aus modernen biologischen Denkstilen wie der Ökologie formten die Lokalforscher eine moderne, als ‚Heimat‘ verstandene Natur“ (S. 57).

Scheideggers Aufmerksamkeit gilt vorerst mit dem Fokus auf den Verhältnissen in der Schweiz dem leicht verschrobene Liebhabersammler, der mit der Botanisierbüchse Wald und Flur durchstreift. Ähnlich wie es der Präsident einer Naturforschenden Gesellschaft 1902 umschrieb, widmete er sich aber zunehmend weniger dem Naturaliensammeln als solchem, sondern der graduell unterschiedlichen Wissenschaftlichkeit dieser Tätigkeit und der freizeithlichen Naturforschung als Phänomen. Historiographische Forschung zum populären naturwissenschaftlichen Forschen gab es bislang kaum, der Autor konzentrierte sich deshalb auf eine panoramatische Darstellung.

Einer der zentralen Orte der „Kleinen Wissenschaft“ war das Lokalmuseum, ein anderer der föderal verfasste Verein, der die Forschenden versammelte, organisiert in der 1815 begründeten Schweizer Naturforschenden Gesellschaft. Eine dritte wichtige Institution bildeten die Kantonschulen, insbesondere die Gymnasien, deren Schüler teils als „willfähige Sammlerhelfer und Datenlieferanten gebraucht“ wurden (S. 29f.).

Im Mittelpunkt standen naturkundliche Zentrumsakteure, die die Fäden zusammenhielten und in der Regel promovierte Naturwissenschaftler waren; ihre Programmatik war aus heutiger Sicht generalistisch, umfasste Schmetterlingskunde, Botanik und Paläontologie gleichermaßen. Der gewichtige Einfluss der „Petite Science“ erweist sich darin, dass er kulturelle Konzepte wie die Landschaftswahrnehmung und Naturvorstellungen breiter Gesellschaftsschichten prägte, auch wenn die Aktivitäten von Klein- und Mittelstädten ausgingen (S. 623). Insofern kann von einer „volkstümlichen“ Wissenschaft gesprochen werden (S. 32), deren bekanntester Vertreter dank seiner persönlichen Verbundenheit mit den Menschen auf dem Land Vereinspräsident Franz Leuthardt (1861–1934) wurde. Des Weiteren werden als wesentliche Gestalter Heinrich Wegelin, Hans Bachmann, Isaak Adolf Bloch und der früher geborene, noch einer Patrizierfamilie angehörende Christian Brügger aus Chur aufgeführt. Die vier anderen wichtigen Repräsentanten, die vielfältige Aufgaben wahrnahmen und mit unternehmerischem Impetus vorgingen, stammten alle aus kleinbürgerlich-bäuerlichen Milieus (S. 650f.).

Die wichtigste Form des Freizeitforschens seiner „Mitstreiter“ bestand in den empirischen Beiträgen, denen eine fast unterwürfige Rhetorik der Selbstbescheidung eignet (S. 621f.). Dabei handelte es sich im Einzelnen um sehr ehrgeizige Vorhaben, die eingehend präsentiert werden, etwa Hans Bachmanns „Vierwaldstättersee-Projekt“, das eine Gesamtschau auf die Netzwerke der Vereine eröffnet (S. 435–439). Die vielfältigen Aktivitäten der Vereinsmitglieder bewertet Tobias Scheidegger als „Bastelei an einer konservativen Moderne“ (S. 628), die den erweiterten Rahmen der heimatlichen Wende naturkundlicher Naturforschung abgibt, wodurch eine deutliche Zäsur gesetzt wird.

Von herkömmlichen biographischen Zugangsweisen sieht die vorliegende Arbeit jedoch ab, vielmehr spielen kollektivbiographische Ansätze eine Rolle, da diese eine analytische Ausbalancierung zwischen dem Einzelnen und der Gruppe ermöglichen (S. 45).

Zum archivalisch untersuchten Material zählen institutionelle Nachlässe von Universitätsinstituten, Museen und Naturforschervereinen sowie Privatsammlungen von Lokalforschern und Natursammlern, an zweiter Stelle sind Korrespondenzbücher, private Briefwechsel, Vereinsnachrichten, Tagebücher sowie naturhistorische Quellen verschiedener Provenienz zu nennen.

Typologisch differenziert die Arbeit zwischen drei Arten von Sammlungen, der floristisch-faunistischen Belegsammlung, der taxonomischen Sammlung und der Liebhabersammlung.

Methodisch lässt sich Tobias Scheidegger bei seinem Vorgehen vom Modell der „induktiven Empirie“, wie sie der Europäische Ethnologe Kaspar Maase vertritt, leiten, den Ausgangspunkt seiner Untersuchung markiert die Wissensgeschichte nach dem Zürcher Modell. Ihr eigen ist die fehlende Unterscheidung zwischen populären und akademischen Wissensbeständen, weshalb zum Spektrum der Arbeit Phänomene der Zirkulation und Transformation verschiedener Wissensformen innerhalb der gesamten Gesellschaft gehören. Vor allem die britische Ausformung einer Kulturgeschichte der Naturgeschichte, nach der naturhistorische Wissenschaftspraxis als Ensemble kultureller Praktiken zu verstehen ist, stellt eine weitere Inspirationsquelle für Tobias Scheideggers Erkundungen dar (S. 36f.).

Die wichtige Aspekte des Gegenstands „Kleine Wissenschaft“ erstmals und ausführlich erläuternde Dissertation grenzt sich zwar dem Gegenstand nach auf Umstände, Prozesse und Lokalitäten in der deutschsprachigen Schweiz ein, doch finden sich auch der französischsprachige Maler- und Museenarchitekt Paul Bouvier (1857–1940), der Ingenieur Emil Burnat (1828–1920) aus Nant-sur-Vevey, der Gartenarchitekt Henry Correvon (1854–1939), der Botaniker und Lehrer Henri Pittier (1857–1950) aus Neuchâtel und der belgische Botaniker François Crépin (1830–1903) wieder. Als Ursache für die weitgehende Beschränkung kann die stark an den Ursprungsländern Frankreich und Italien orientierte französisch- und italienischsprachige Forschung angenommen werden. Dies bedeutet aber nicht, dass nicht entsprechenden Strömungen und Ereignissen in ganz Europa Aufmerksamkeit geschenkt würde. So hält der Autor etwa fest, dass es 1881 am British Museum for Natural History erstmals zu einer Trennung von Schau- und Forschungssammlung kam (S. 351), was eine explizite Darstellung der Professionalisierung naturkundlicher Forschung an den Museen nach sich zieht.

Hanns-Peter Mederer, Erfurt

Lina Franken:

Unterrichten als Beruf. Akteure, Praxen und Ordnungen in der Schulbildung. Frankfurt a.M., New York: Campus 2017, 497 S. (Arbeit und Alltag, Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturforschung, 13; zgl. Regensburg, Univ., Diss.-Schr., 2016). ISBN 978-3-593-50813-9.

Lehrer und Lehrerinnen gehören, fachhistorisch betrachtet, zum breiteren Aktionsraum der Volkskunde. Sie waren Produzenten und Multiplikatoren volkskundlichen Wissens. Noch heute ist die Lehrerbildung an einigen Standorten Teil des Curriculums. Die vorliegende Dissertationsschrift von Lina Franken widmet sich dem Lehrerberuf jedoch nicht aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive. Im Fokus stehen die gegenwärtigen Praktiken und Akteure der Schulbildung, die konkreten „Arbeits- und Aufgabenfelder“ (S. 18), die durch Interviews und teilnehmende Beobachtung erhoben und aus einer ethnografischen Binnenperspektive äußerst aufmerksam analysiert wurden. Franken ordnet ihre Untersuchung der Erforschung der Arbeitskultur zu und grenzt die Studie damit ab von der Schulkulturforschung, wie sie jüngst an der Universität Göttingen als Ethnografie des Konglomerats aus Räumen, Ritualen und Akteuren der Schule konzipiert wurde (vgl. C. Keßler: *Doing School*. 2017; R. Bendix u.a.: *Fenster in die Schulkultur*, in: *ZfV* 2010). Die Lehrenden und ihr alltägliches Arbeitshandeln stehen also im Vordergrund, weniger die Entstehung eines spezifisch ausgeprägten Enkulturationsraumes Schule.

Die Arbeit ist übersichtlich in zwei großen Kapiteln strukturiert: Das erste widmet sich den Ordnungen des Lehrens und umfasst Kontextwissen zum Schulsystem (in NRW), zur Schule als physischem und sozialem Raum und zum Setting der Studie, inklusive einer Reflexion zu Nähe und Distanz zwischen Forscherin und Beforschten. Im zweiten Kapitel wird die Analyse der praxeologisch angelegten Studie ausgeführt. Hier wird aus der Perspektive der Lehrenden nachvollzogen, wie Unterrichtsthemen entstehen, wie der Umgang mit Schulbüchern und die Erstellung von Lehrmaterialien vorstättengehen, in welchem Verhältnis Normierungen und Kreativität bei der Erarbeitung von Unterrichtsmethoden stehen und inwiefern schließlich Lehrende eine eigene Arbeitsidentität herausbilden.

Insgesamt hat die Autorin 18 Lehrende interviewt, fünf Fallporträts werden exemplarisch vorgestellt und tiefgehend analysiert. Der Feldzugang gestaltete sich über die einzelnen Lehrenden – ein Zugang über die Schuldirektionen war Franken zufolge schwierig, weshalb auf teilnehmende Beobachtungen im Klassenzimmer weitestgehend verzichtet werden musste. Entsprechend liegen hauptsächlich Interviews vor, deren Quellenwert die Autorin jedoch kritisch im Kontext der Erzählforschung reflektiert. Die Interviewführung muss positiv hervorgehoben werden, da es der Forscherin gelingt, aus den Erfahrungsberichten der befragten Lehrenden die alltäglichen Routinen, individuellen Vorlieben und normierten Vorstellungen herauszuarbeiten, die deren Arbeitspraxis ausmachen. Insofern ist das Fehlen der

Museum, the Austrian State Archives, the Austrian War Archives, the Vienna State and Land Archives and Library, the Israelite Cultural Community in Vienna, and the Royal Swedish Archive in Stockholm. Müller's connections with G. W. Bury, Simony, Kossmat, and the German-Swedish Count Carlo Landberg, his role as a Jewish scholar in the Dual Monarchy, and the achievements of the South Arabia Expedition are made clear. This book adds depth to the studies of such expeditions before World War I. Further contextual history on the University of Vienna and Vienna's cultural development under Franz Joseph could expand the author's analysis.

Ronald Calinger

Ronald Calinger is a professor of history emeritus at Catholic University of America. He is currently working on an account of Leonhard Euler's Letters to a German Princess on its 250th anniversary.

Tobias Scheidegger. *"Petite Science": Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900.* 707 pp., figs., bibl., index. Göttingen: Wallstein Verlag, 2017. €82.20 (cloth). ISBN 9783835319974.

Swiss geopolitics are hard to pin down and from the outside might even appear outright shady. Situated in the very center of Europe, Swiss infrastructure, its industry, and its education system are closely intertwined with the Continent and the rest of the world, making this small country one of the world's central hubs for trade, banking, and technology development. Financial centers like Zurich and Geneva have long been home to leading international organizations, including the United Nations, the International Red Cross and Red Crescent, as well as more dubious yet powerful institutions such as FIFA (Fédération Internationale de Football Association). Despite a plethora of entanglements, this proverbially "neutral" country has prided itself on staying out of two world wars and then out of various political blocs, alliances, and confederations (most notably the European Union)—cultivating instead political and administrative institutions that have remained deeply federal. The imagery of Heidi and alpine idylls notwithstanding, throughout the nineteenth and twentieth centuries, Switzerland undoubtedly evolved into a major, globally operating, offshore economy in the heart of Europe, lacking a distinct center—to the point that foreigners are often ignorant of the fact that Switzerland even has a capital (right, it is Bern). These very features—a truly politically decentralized nation-state with a global reach—also made Switzerland an ideal breeding ground for a peculiar kind of science that Tobias Scheidegger engages with in his impressive book on late nineteenth-century popular natural history in Switzerland: the "petite science."

The unresolved tension between centers and peripheries, as well as between regional, national, and international scales, forms much of the book's implicit frame. More explicitly, Scheidegger offers a historical ethnography of petite science (a term used by one of the actors), a kind of science not all too dissimilar to Victorian or American "amateurs" in this period. Throughout the lavishly illustrated volume—clocking in at more than 700 pages, it might seem a little bulky for such a self-perceived small country—readers get a sense of how the tension between its internal and external centers and peripheries evolved historically. In the late nineteenth century, "petite science" à la Switzerland was, above all, a form of regional science: the science of and within the cantons—Switzerland's traditional federal states. Many of the actors, institutions, and varieties of epistemic practice—the preparation of local flora and the curation of indigenous plant and animal collections, for instance—will be familiar to those versed in the rise of popular natural history in the German-speaking world since the early modern period, which has been covered by Alix Cooper, Denise Phillips, and Lynn Nyhart, among others.

Scheidegger builds on this literature yet in doing so offers a "thick description" (p. 25) of regional popular science on an unprecedented scale, zooming in on the nitty-gritty details of a scientific landscape that consisted of local natural history museums and societies, collections, classrooms, and excursion sites, but

also specific kinds of epistemic objects, media, and genres. The book skillfully combines approaches from the history of science, social history, cultural studies, and media studies with historical ethnography. The seven chapters range from the material culture of “petite science” (Ch. 1), to note-taking practices and paperwork (Ch. 2), to the social, power, and gender relations within Switzerland’s scientific community (Chs. 3–5), to the emotionalization of the Swiss landscape as *Heimat* (Chs. 6 and 7), a notoriously difficult term that is nonetheless key to grasping the peculiarities of little science—not least its moral economy. The main achievement of the book is to uncover patterns of popular natural history in Central Europe, which have hitherto remained hazy at best in the literature. With reference to numerous case studies, the author unravels how regional natural history created its own personal and institutional centers, distinct from but still related to “larger” forms of science traditionally located at academies and universities.

The depth with which Scheidegger charts Swiss popular natural history is impressive, although non-Swiss readers might occasionally have appreciated a broader view, in particular for the interaction between the little science of the cantons and processes of nation-building and globalization. “*Petite Science*” speaks to an emerging historiography on “global” Switzerland, emphasizing how the country was shaped by global influences on its politics, industry, and science in the late nineteenth century. One could argue that the rise of regional natural history described by Scheidegger was a direct consequence or perhaps a compensation effect of the ongoing global entanglement between Switzerland and the world. From this perspective, readers will be left with the impression that, in terms of power relations, the “little science” was in fact much greater than its actors—or, for that matter, Scheidegger—care to admit. The book can be read as a field guide to the “small” origins of shady Swiss geopolitics, located deep in the countryside, somewhere at the intra-European periphery—or, shall we say, at one of its hidden centers?

Nils Güttler

Nils Güttler received his doctorate in the history of science from Humboldt University, Berlin. His dissertation appeared as Das Kosmoskop: Karten und ihre Benutzer in der Pflanzengeographie des 19. Jahrhunderts (Wallstein, 2014). Currently he is a postdoctoral fellow at the Chair for Science Studies at the ETH, Zurich. His ongoing research focuses on the environmental history of the Frankfurt-am-Main airport.

Timothy P. Schultz. *The Problem with Pilots: How Physicians, Engineers, and Airpower Enthusiasts Redefined Flight.* xviii + 243 pp., notes, index. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2018. \$44.95 (cloth). ISBN 9781421424798.

Timothy P. Schultz’s *The Problem with Pilots* examines the evolution of the human-machine relationship in American military aviation from 1914 to 1945 to understand the nature and scope of modern-day aviation. As aircraft flew higher, faster, and farther to meet the vision of air-minded leaders, humans increasingly became unreliable components in the global technological system of aviation. Flight surgeons, engineers, and military leaders redefined the nature of flight to alleviate the dangerous conditions aircrews faced and moved to reduce their independent presence, or even remove it altogether, through automation. This book confronts directly the mainstream notion of pilot supremacy in flight to reveal that the aeronautical community knew from its earliest days that “pilots were a major problem in aviation development” (p. 10) that was equal to and perhaps greater than the purely technical limitations they faced.

Schultz organized *The Problem with Pilots* thematically to support his argument. The first five chapters detail the work of U.S. Army aviation (the U.S. Air Force after 1947) in defining and innovating technology, methodology, and doctrine to address the human-machine relationship. Chapter 1 introduces how increases in aircraft speed and altitude created both physical and psychological problems for pilots and aircrew. To address them, flight surgeons adopted “technoscientific” methods as they conducted innovative research, managed flyers’ medical health, and legitimized the role of aviation medicine through a new pathology of flight (p. 12). In Chapter 2, flight surgeons, acting as “aeromedical engineers,” entered into a

en Suisse de socialistes allemands qui y éditait, depuis l'automne 1879, leur hebdomadaire, *Der Sozialdemokrat*, introduit clandestinement en Allemagne. Dans sa conception d'un anarchisme global, comme une notion analytique plus que comme un véritable concept historique (p. 18), l'auteur se coupe de toute analyse sérieuse de ce terme.

J'avoue avoir de la peine à comprendre la nécessité de comparer la conception de Rudolf Rocker, dans un texte paru en 1939 aux États-Unis, avec la quatrième résolution du Congrès de Saint-Imier de 1872 (p. 282–296). Rocker, qualifié faussement de «deutsch-jüdischer Anarchist», s'était certes distingué dans l'East End londonien par ses efforts pour organiser les nombreux immigrants juifs, apprenant pour cela le yiddish et se familiarisant avec les usages et les coutumes de ces groupes; mais il n'était nullement juif.

Une question importante demeure. Les ouvriers jurassiens étaient-ils vraiment des anarchistes? Au lieu de se pencher sur la façon dont ils se nommaient, sur les termes employés par eux et leurs contemporains, Eitel le décrète, mais sans jamais dire quand ils le sont réellement. Les pages consacrées à la Fédération ouvrière du Vallon, fondée en 1872, sont caractéristiques; elle refuse d'adhérer à l'Association Internationale des Travailleurs (AIT) jusqu'en 1876 et, même après, ses membres s'inquiètent des dépenses en faveur de la propagande pour les idées de l'Internationale. Le syndicat des graveurs et guillocheurs élabore des dispositions dont plusieurs ne sont guère en accord avec l'anarchisme (p. 440). Il en va de même pour la Société des monteurs de boîtes argent: refus de soutenir la grève de leurs collègues à La Chaux-de-Fonds (1874); refus de l'adhésion à l'Internationale; plaintes contre l'organisation par celle-ci de conférences. C'est malheureusement le seul syndicat dont on possède un registre de procès-verbaux des séances. Or, si l'on consulte l'ouvrage du cinquantenaire de l'Union syndicale suisse (USS) et la contribution d'Achille Gropierre, l'on voit qu'il disposait d'autres documents. J'avais, il y a bien des années, questionné le responsable des archives de la Fédération suisse des ouvriers sur métaux et horlogers (FOMH) qui m'avait dit qu'il y avait eu des disparitions dues à un incendie. Eitel se fait une construction mythique de l'anarchisme, tant chez les ouvriers que dans son interprétation d'un mouvement global, transcendant dates et circonstances. Cela dit, il faut reconnaître l'intérêt de beaucoup de ces pages.

Marc Vuilleumier, Genève

Tobias Scheidegger, «Petite Science». *Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900*, Göttingen: Wallstein Verlag, 2017, 707 Seiten, 147 Abbildungen.

Tobias Scheideggers Arbeit *Petite Science* hat die ausseruniversitäre Naturforschung um 1900 zum Thema, ein bislang in der Schweiz historiografisch kaum bearbeitetes Feld. Im Zentrum dieser thematisch strukturierten Arbeit stehen fünf Naturforscher: Christian Brügger, Heinrich Wegelin, Franz Leuthardt, Hans Bachmann, Issak und Adolf Blöch. In ihren jeweiligen kleinstädtischen Milieus – in Chur, Frauenfeld, Liestal, Luzern und Solothurn – waren die Akteure als Kantonsschullehrer, Museumskuratoren und Sektionspräsidenten der jeweiligen kantonalen Naturforschenden Gesellschaften verwurzelt, etablierten unterschiedlichste Beziehungen zu Kollegen, Professoren, Amateuren der Naturforschung, Laien und Gewährspersonen. Scheidegger schätzt diese Form ausseruniversitärer Wissensproduktion als «eigenen Modus naturgeschichtlicher Wissenschaftsforschung» ein, die «in epistemischer wie sozialer Hinsicht eine bedingt autonome Sphäre ausbildete» (S. 33). Innerhalb des Spektrums der Naturforscher handelt es sich bei diesen Akteuren, wie Scheidegger hervorhebt, um einen spezifischen, dem Lokalen verpflichteten

Typus, im Gegensatz beispielsweise zu Sammlern aus dem städtischen Grossbürgertum, etwa in Basel.

In sieben Kapiteln analysiert der Autor die vielfältigen Praktiken, wie pflanzliche und tierische Objekte präpariert, konserviert, präsentiert wurden und untersucht die Techniken der Inventarisierung, unter welchen Liste und Katalog die gebräuchlichsten Wissensformate darstellten. Auf welche Weise die Zirkulation von Objekten, der Tausch und das Geschenk von Sammlungsgegenständen zwischen den Protagonisten Netzwerke konstituierte und Beziehungen etablierte, wird in einem separaten Kapitel ausgeführt. Detailliert werden die Praktiken des Tauschs und der Gabe von Artefakten, die damit einhergehenden Semantiken wechselseitiger Ehrbezeugung, die Codes der Widmungen, Erwähnungen und Danksagungen untersucht. Die exemplarische Rekonstruktion eines Streits um nomenklatorische Grundsätze zeigt, wie viel für die Akteure auf dem Spiel stand. Umfassend werden die lokalen institutionellen Räume beleuchtet, von welchen aus die Naturforscher agierten: Museum, Verein, Gymnasium. Landschaft wird in einer doppelten Funktion analysiert: einerseits als Erkenntnisraum, Materialreservoir gewissermassen, andererseits auch als Raum für Erlebnis und Geselligkeit sowie als Exkursionsdestination. Scheidegger setzt damit die Praxis der Naturforschung auch in Bezug zu einem aufkommenden Naturschutzgedanken wie auch zur verstärkten Wahrnehmung der Landschaft als touristischem Raum. Das abschliessende Kapitel widmet sich der ausseruniversitären Naturforschung in ihren häuslichen Dimensionen («Heimwissenschaft») sowie als sogenannter «Heimatmaschine».

Die Analyse dieser spezifischen ausseruniversitären Forschungspraxis gerade in ihrem Verhältnis zur universitären bildet eine zentrale Perspektive dieser Arbeit, die diesbezüglichen Bestimmungen bleiben aber bisweilen etwas stereotyp. Obschon sich Scheidegger einleitend gegen ein inzwischen in der Wissenschaftsgeschichte vielfach kritisierendes Fortschrittsnarrativ verwahrt – von der klassifizierenden Sammlungs- zur experimentierenden Laborwissenschaft –, kehrt dieses doch in seinen Ausführungen als interpretative Folie wieder.² So wird die Praxis des Sammeln und Bestimmens als «naturgeschichtliche Forschungspraxis ziemlich klassischer Ausprägung» (S. 33) und tendenziell als «konservativ» rubriziert. Zudem hätten sich die Protagonisten kaum auf ein «theoretisches Parkett» (S. 196) gewagt (was auch immer damit gemeint sein mag) und gesamthaft sei ihre wissenschaftliche Bilanz als «bescheiden» (S. 622) einzustufen. Um diese wohl nicht grundsätzlich abwegigen Charakteristiken zu plausibilisieren, müsste der Autor aber doch zeigen, wie im Gegensatz dazu der akademischen Forschung theoretische Modelle und Forschungsagenden zugrunde lagen und diese substantiellere Leistungsbilanzen aufwiesen. Zu fragen wäre darüber hinaus auch, ob die universitären Protagonisten mit ihren vielfältigen Kontakten zu Akteuren der *Petite Science*, wie etwa dem Zürcher Professor für systematische Botanik, Pflanzengeografie und Pflanzengeschichte Hans Schinz, in ihren akademischen Kontexten ebenfalls als tendenziell rückwärts gewandt galten. Mehr würde man gerne über die Abgrenzungen zwischen universitärer und ausseruniversitärer Sphäre erfahren. Spuren für weiterführende Interpretationen bietet die Arbeit einige, etwa das Erscheinen der *Flora der Schweiz* von Hans Schinz und Robert Keller zur Jahrhundert-

2 Wie Pickstone ausführt: «Analysis (or classification more generally), is to easily dismissed as timeless or preliminary to real knowledge – in part because classification is associated with natural history and other activities which historians of science [...] have seen as old-fashioned or marginal.» John Pickstone, *Museological Science? The Place of the Analytical/Comparative in Nineteenth-Century Science, Technology and Medicine*, in: *History of Science* 32/2 (1994), S. 111–138, hier S. 133.

wende: Intention der Autoren war es, die *Excursionsflora für die Schweiz* (1867) des Thurgauer Amateurbotanikers August Gremlı «zu ersetzen und von der Bildfläche verschwinden zu lassen» – eines der zahllosen wunderbaren Quellenfundstücke des Autors (S. 321).

Stärke und Qualität dieser Studie zu ausseruniversitärer Naturforschung liegt in ihrem geradezu panoramischen Charakter. Kehrseite dieser Darstellung ist jedoch, dass transformative Prozesse weitgehend ausgeblendet bleiben. Präziseres wünscht man über die Umfassungen dieses «epistemologischen Raumes» (Michel Foucault) ausseruniversitärer Naturforschung zu erfahren, der sich durch spezifische Praktiken und Organisationsformen des Wissens charakterisierte. Wann, auf welche Weise etwa endete dieser Typus? Interessant wären diese Fragen gerade auch im Kontext anderer vereinsmässiger organisierter Formen der Wissensproduktion.

Bisweilen verselbständigen sich die Interpretationen und gleiten dabei allzu sehr ins Allgemeine ab. Gerade im Begriff «Heimat» scheint ein erhebliches Reizpotential zu liegen (S. 566–568). Im Falle von Franz Leuthardts Liestaler Wohnstätte, einem «Heimastil-Haus» mit umliegendem Garten, ortet Scheidegger zusammenfassend «mehr als ein[en] Architekturstil oder eine Wohnform», vielmehr «einen Vorposten jener konservativen Reformbewegungen, die unter Anrufung von Natur und Heimat an Alternativmodellen zur liberalen Moderne bastelten» (S. 628). Konkrete Belege für diese freischwebenden Schlüsse fehlen allerdings. Das sogenannte Heimastil-Haus war wohl zunächst einfach die verbreitetste Bauweise in ländlichen Gegenden für ein zu Wohlstand gekommenes Bürgertum. Anzeigt wäre es, «Heimat» zunächst schlicht als Metonymie des Lokalen zu fassen. Erst anschliessend wären die Schichten des Ideologischen sorgfältiger und spezifischer herauszuarbeiten. Die sogenannte «Heimatmaschine» (S. 57), an welcher die «petite science» mitgewirkt habe, manifestiert sich dann zuweilen eher als hochtourig rotierende, historische Interpretationsmaschine.

Ähnliches gilt für die Ausführungen zum Studierzimmer des Provinzgelehrten Leuthardt (S. 528–566). Die fotografisch überlieferte Klausur des Lehrers und Naturforschers mit Schreibtisch, Vitrinen, Schubladenkörper, geometrischen Zeichenwerkzeugen und meteorologischen Messgeräten wird als «quasimuseale Inszenierung» und «gezielte wissenschaftliche Selbstdarstellung» gedeutet (S. 540). Zudem korrespondiere die Enge des Studierzimmers mit dem kleinräumigen Forschungshorizont des Akteurs. So bestechend diese Deutungen aufs Erste auch sein mögen, so sehr verkennen sie, in welchem Masse etwa ein solcher Einrichtungsstil einem allgemeinen bürgerlichen Modegeschmack im ausgehenden 19. Jahrhundert entsprach, der schliesslich auch in Liestal Einzug gehalten hatte. So weist Walter Benjamin in seinem Fragment gebliebenen *Passagen-Werk* auf den damaligen «Fortifikationscharakter»³ von Interieurs hin und führt aus: «Das 19. Jahrhundert war wie kein anderes wohnsüchtig. Es begriff die Wohnung als Futteral des Menschen und bettete ihn mit all seinem Zubehör so tief in sie ein, dass man ans Innere eines Zirkelkastens denken könnte, wo das Instrument mit allen Ersatzteilen in tiefe, meistens violette Sammelhöhlen gebettet, daliegt.»⁴ Wiederum wäre also hier genauer zwischen Allgemeinem und Besonderem zu differenzieren.

Gesamthaft liegt mit Tobias Scheideggers *Petite Science* eine beeindruckende, überaus materialreiche Arbeit vor. Sie zeigt einmal mehr, wie ergiebig eine Wissenschaftsge-

3 Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk*, Frankfurt a.M. 2009, S. 284.

4 Ebd., S. 292.

schichte ist, die den schmalen Höhenkamm exklusiver akademischer Wissensproduktion verlässt.

Daniel Kauz, Gurtne[n]en

Linda Ratschiller, Karolin Wetjen (Hg.), *Verflochtene Mission. Perspektiven auf eine neue Missionsgeschichte*, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2018, 248 Seiten, 9 Abbildungen.

Aus Vorträgen, die an der Tagung *New Approaches to Mission History/Neue Zugänge zur Missionsgeschichte* 17.–18.06.2016 insbesondere von Promovierenden aus Deutschland und der Schweiz vorgetragen wurden, ist der hier vorgestellte Sammelband hervorgegangen. Für die Publikation wurden die Beiträge im Hinblick auf das gemeinsame Anliegen, «Missionsgeschichte nicht mehr primär als Projekt einzelner europäischer Missionsgesellschaften zu begreifen, sondern gesamthistorisch als Verflechtungsgeschichte zwischen global vernetzten Akteuren[/-innen], Institutionen, Objekten und Wissensbeständen zu konzipieren» (S. 15), überarbeitet. Der Sammelband schliesst thematisch sowie methodisch an Arbeiten von Rebekka Habermas, Richard Hölzl und Alexandra Przyrembel an.⁵ Diese neue Missionsgeschichte sieht Peripherie und Zentrum nicht mehr eindeutig bestimmt, denkt Makro-, Meso- und Mikrogeschichte zusammen und vertritt einen kritischen Umgang mit Missionsquellen. Den Herausgeberinnen des Bandes geht es darum, das Scheitern von Netzwerken, das Verschweigen oder den Nichttransfer von Wissen, Informationen und Objekten zu thematisieren, um zu «einer komplexen und kritischen Verflechtungsgeschichte der Mission» (S. 16) beizutragen. Die elf Beiträge decken eine weite Themenpalette ab: Sie thematisieren die «Porosität» von Textquellen (S. 18), ziehen *Material Objects* mit in die Analyse ein, reflektieren die Lokalitäten und Entstehungskontexte der Missionsquellen oder benutzen verschiedene Archive wie beispielsweise Lokalzeitungen und Kolonialarchive, um Missionsquellen zu kontextualisieren. Die sechs Autorinnen und zwei Autoren greifen auf – insbesondere englischsprachige – theoretische und methodische Ansätze aus «der Globalgeschichte, der historischen Netzwerkforschung, den *material studies*, der Wissensgeschichte, der Religionsgeschichte, der *museum studies* und der *critical cartography*» (S. 19) zurück. Auf die sehr gelungene Einleitung der beiden Herausgeberinnen folgen zwei Aufsätze in englischer und sechs in deutscher Sprache. Ein ausgewogeneres Verhältnis zwischen englischen und deutschen Aufsätzen wäre jedoch ebenso wünschenswert gewesen wie Beiträge von Forscher_innen aus dem globalen Süden beziehungsweise den ehemaligen Kolonien. Stellenweise hätten einige der Beiträge auch weniger Gebrauch vom generischen Maskulinum und von Konzepten wie «brokers», «entanglement», «laboratory» machen können.⁶ Die Titel und Untertitel der Beiträge erschienen mir teilweise etwas zu deskriptiv und zu wenig analytisch.

5 Rebekka Habermas, Richard Hölzl (Hg.), *Mission Global. Eine Verflechtungsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert*, Köln, Weimar, Wien 2014; Rebekka Habermas, Alexandra Przyrembel (Hg.), *Von Käfern, Märkten und Menschen. Kolonialismus und Wissen in der Moderne*, Göttingen 2013.

6 Zwei australische Historikerinnen verzichten in ihrer kürzlich erschienen Monographie gänzlich auf solche Konzepte und reüssieren dadurch meines Erachtens darin, das Geschehen genauer zu rekonstruieren und zu beschreiben: Joanna Cruickshank, Patricia Grimshaw, *White Women, Aboriginal Missions and Australian Settler Governments. Maternal Contradictions*, Leiden 2019 (*Studies in Christian Mission*, Bd. 56). Auch der Fokus auf indigene und missionarische Frauen gefällt mir an dieser Monographie.